

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 2 Februar 2004 119. Jahrgang

Schröpfkur Kirchgeld

Eine verpasste Chance

Vorbemerkung

In der folgenden kritischen Auseinandersetzung mit der Kirchgeldgesetzgebung geht es nur vordergründig um die kirchlichen Finanzen und die in meinen Augen äußerst fragwürdige enorme Erhöhung des Kirchgeldes. Es geht um den Gemeindeaufbau. Zu einem verantwortlichen Gemeindeaufbau gehört auch der Umgang einer Kirchengemeinde mit dem ihr anvertrauten Geld und die Frage, wie und auf welche Art und Weise sie um Spenden und Beiträge bittet. »Geld« ist immer ein sensibles Thema. Nur etwa ein Drittel unserer Kirchenmitglieder ist kirchensteuerpflichtig. Bei der bis zu 800%-igen Erhöhung des Kirchgeldes und der nun durch Verordnung festgelegten Staffelung der Beträge wird den Kirchenvorständen und Gesamtkirchenverwaltungen praktisch kein Spielraum gelassen, einen anderen, verträglicheren und ihren Verhältnissen angepassten und damit erfolgreicher Weg einzuschlagen, eine möglichst große Zahl von Gemeindegliedern zu einem Beitrag für den kirchengemeindlichen Haushalt zu gewinnen um sinkende Einnahmen auszugleichen, bzw. wichtige gemeindliche Vorhaben verwirklichen zu können.

New Economy bei Kirchens?

Die Landessynode hat auf Vorschlag des Landeskirchenrats auf der Herbstsynode 2002 ein neues Kirchgeldgesetz beschlossen. Danach ist jede Kirchengemeinde / Gesamtkirchengemeinde verpflichtet, ab dem Jahr 2004 das Kirchgeld gestaffelt von 5-120 Euro pro Jahr

zu erheben (bis 2003: 1,5 – 15 Euro, bzw. einfaches Kirchgeld). Das bedeutet eine Erhöhung von bis zu 800 % (i.W.: achthundert). Die Begründung: Das Kirchgeld sei über 60 Jahre nicht angehoben worden.

Gut gedacht! Während der Staat die Steuern und Abgaben senkt, um wirtschaftliches Wachstum durch mehr privates Einkommen zu fördern, sagt die ELKB: Liebe Gemeindeglieder, wir wissen, wo ihr einen Teil der vielen, vielen Euros, ihr jetzt monatlich mehr im Portemonnaie habt, anlegen könnt: Wir haben das Kirchgeld erhöht - bekanntlich eine Kirchensteuer, auch wenn wir das nie so deutlich sagen. Dabei haben wir geklotzt und nicht gekleckert: je nach Einstufung, die ihr der beiliegenden Tabelle entnehmen könnt, bis zu 800 %. Das Kirchgeld kommt zu 100% den Kirchengemeinden zu gute. New Economy bei Kirchens! Oder?

Nein, so haben wir uns das nicht gedacht, werden jetzt Mitglieder von Landeskirchenrat und Landessynode empört sagen. Aber: Was haben Sie sich denn dann eigentlich gedacht?

Zur Geschichte:

Bei den Sitzungen des Landessynodalausschusses der letzten Synodalperiode berichtete der zuständige Abteilungsleiter des Landeskirchenrats mehrmals von seinen Bemühungen, Bewegung in die Kirchgeldregelung zu bringen, da die Höhe des Kirchgeldes seit über 60 Jahren praktisch nicht verändert wurde und nicht mehr als angemessen betrachtet werden kann. Darüber bestand Einig-

Inhalt

■ Artikel

Matthias Oursin,
Schröpfkur Kirchgeld 17

Dr. Rainer Oechlen,
Martin Luther - leidenschaftliche
Theologie - theol. Leidenschaft 19

Dr.Dr. Werner Ritter,
Zwischen Verwerfung und
Berufung 23

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 30

Rudolf Schwarz,
Echt fränkisch 14

Klaus Nagorni,
Der liebe Gott und das Sparen 26

Heiner Stahl,
...oder können Sie sich
PNG vorstellen? 26

■ Aussprache

Bernd Saal,
Back to the Roots 28

■ Verein

Eintritte und Austritte 2003 31

■ Bücher

Martin Ost,
A Deeg u.a., Der Gottesdienst
im christlich-jüdischen
Dialog 29

■ Ankündigungen 32

keit. Allerdings war der Kirchgeldbetrag im Kirchensteuergesetz geregelt und konnte nur mit Zustimmung des Staates geändert werden. Der Staat wollte einer Änderung nur zustimmen, wenn sowohl die röm.-kath. Kirche als auch die israelitische Kultusgemeinde mitmache. Nach langen Bemühungen ist es gelungen, *das besondere Kirchgeld in Glaubensverschiedener Ehe und das (allgemeine) Kirchgeld* zu ändern. Für letzteres wurden 5 – 120 Euro beschlossen.

Als ich im Frühjahr des letzten Jahres dem zuständigen Abteilungsleiter bei einer Besprechung im Landeskirchenrat meine Bedenken bezüglich des neu beschlossenen enorm erhöhten Betrags des Kirchgeldes vortrug, war am Beschluss der Landessynode natürlich nichts mehr zu ändern. Allerdings zerstreute er meine Bedenken mit der Zusage: die (Gesamt)Kirchengemeinden könnten über Art und Höhe der Staffellung selbst entscheiden. Dies würde in einer Verordnung geregelt.

So werden Zusagen eingehalten: Die Verordnung wurde vom LKR mit Zustimmung des LSA (!!!) beschlossen (KABI 2003, S.345). Der den Gesamtkirchenverwaltungen und Kirchenvorständen darin eingeräumte Entscheidungsspielraum ist praktisch nicht der Rede wert.

Tabelle bisher:

1.800 – 2.400 Euro/Jahr	= 1,50 Euro
2.400 – 4.800 Euro	= 2,50 Euro
4.800 – 9.000 Euro	= 5,00 Euro
9.000 – 12.000 Euro	= 7,50 Euro
12.000 – 15.000 Euro	= 10,00 Euro
Bei 15.000 – 20.000 Euro	= 12,50 Euro
Bei 20.000 – darüber	= 15,00 Euro

Zur Situation

Im Dekanat Ansbach zahlen ca 36% der Kirchgeldpflichtigen das Kirchgeld: ca 30% in der Stadt Ansbach, zwischen 30 und 50% in den Landgemeinden. Auf Grund von erheblichen Bemühungen bei der Abfassung des Kirchgeldbriefs und eines freundlichen Mahnverfahrens konnte in der Gesamtkirchengemeinde Ansbach in den letzten fünf Jahren das Gesamtergebnis um 10 % auf 61.000 Euro gesteigert werden. Pro Kirchgeldpflichtigem wurden im Bereich der GKV Ansbach 3,95 Euro, im Bereich der Landgemeinden 5,85 Euro gezahlt. Damit liegt das Dekanat Ansbach etwas über dem Landesdurchschnitt: 8.846.242,55 Euro, pro Kirchgeldpflichtigem ca 4,40 Euro.

Bemessungsgrundlage des Kirchgeldes sind die Bezüge und Einkünfte, die zur Bestreitung des Unterhalts bestimmt und geeignet sind (= Brutto Bezüge), also z.B. auch Einkünfte aus Vermietung und Verpachtung! Dabei bleibt die Zahl der zu erziehenden Kinder unberücksichtigt!

Beispiele:

BAT Vb (butto)	
ca 30.000 Euro	= 25-40 Euro
A 12 (brutto)	
ca 54.000 Euro	= 45-65 Euro
A 13 (brutto)	
ca 59.000 Euro	= 70-95 Euro
A 14 (brutto)	
ca 64.000 Euro	= 70-95 Euro
A 15 (brutto)	
ca 71.000 Euro	= 100-120 Euro

Was wird herauskommen?

Wie werden unsere Gemeindeglieder auf den Kirchgeldbescheid 2004 reagieren?

Viele werden sagen: die spinnen doch! Einige werden entweder mehr oder weniger verärgert ihren Austritt aus der Kirche erklären, oder den Bescheid wegwerfen und nicht zahlen.

Einige werden ihren Ärger bzw. ihren Protest schriftlich oder telefonisch zum

Tabelle neu:

Bei 7.664 – 9.999 Euro	= 5,00 Euro
Bei 10.000 – 24.999 Euro	= 10 – 20 Euro
Bei 25.000 – 39.999 Euro	= 25 – 40 Euro
Bei 40.000 – 54.999 Euro	= 45 – 65 Euro
Bei 55.000 – 69.999 Euro	= 70 – 95 Euro
Bei 70.000 – mehr	= 100–120 Euro

Ausdruck bringen: Ich kann mir angenehmere Anlässe denken, um mit Gemeindegliedern in telefonischen oder brieflichen Kontakt zu treten; und ich weiß jetzt schon, dass mir die Argumente fehlen, eine Kirchgelderhöhung von bis zu 800% zu rechtfertigen!

Ein kleiner Teil der Gemeindeglieder wird seinen Ärger unterdrücken und zahlen, möglicherweise sich niedriger einstufen (wer will und kann das überprüfen).

Unter dem Strich wird nach meiner Überzeugung herauskommen:

- Großer Ärger mit zunehmender Distanzierung zur Kirche;
- eine deutlich niedrigere Zahl von Kirchgeldzahlern, was gerade nicht dazu führt, dass mehr Gemeindeglieder gewonnen werden, die ihre Kirchengemeinde unterstützt;

- wahrscheinlich ein etwas höheres Kirchgeldaufkommen;
- eine Gerechtigkeitslücke, denn die Frage stellt sich, ob es hinnehmbar ist, dass einige die 50 oder 100 Euro zahlen, viele aber nicht; oder wird erwogen, das Geld einzutreiben?

Das alles rechtfertigt den angerichteten Schaden in keiner Weise, der ohne Not angerichtet wurde:

Niemandem ist wohl bei der Sache

Mein Eindruck ist, dass niemandem recht wohl ist bei dieser Geschichte. Die Kirchgelderhöhung wird publizistisch (etwa durch PÖP) nicht unterstützt, geschweige denn vorbereitet. Bei den Kürzungsdiskussionen und den Haushaltsberatungen der Landessynode hat das Thema praktisch keine Rolle gespielt. Das würde sich nicht gut machen. Zu Recht fürchtet man den öffentlichen Protest, der unausweichlich käme: der Staat senkt, die Kirche erhöht die Steuern! Mit welcher Begründung? Es glaubt auch niemand an einen merklichen Erfolg der Kirchgelderhöhung! Dabei könnte man die gesamte Spardiskussion beenden, wenn man die Möglichkeiten, die das Kirchgeld bietet, ernst nähme. Rechenbeispiel: Von den 2,72 Mio Kirchengliedern sind 2,1 Mio kirchgeldpflichtig (vielleicht auch noch ein paar weniger, weil sie Einkünfte unter dem Grundfreibetrag von 7.664 Euro haben, rechnen wir also mit 2 Mio. Nehmen wir als Durchschnittsbetrag 40 Euro (die Mitte zwischen 5 und 120 wäre 62!), so ergeben sich als Gesamtsumme der Kirchgeld-Einnahmen in der ELKB ca. 80 Mio Euro pro Jahr. Damit wäre das notwendige Einsparvolumen des Landeskirchlichen Haushalts durch Kirchgeldmehreinnahmen kompensiert.

Zu Recht glaubt allerdings niemand, dass diese Summe erreicht werden könnte. Es wird auch nicht vorgeschlagen, das Kirchgeld einzutreiben, weil das wahrscheinlich gar nicht möglich ist. Den Gemeinden fehlt die Kenntnis der tatsächlichen Einkommensverhältnisse. Aber warum verhält sich Kirchenleitung einerseits (verständlicher Weise) so lax, während sie andererseits die Kirchgeld-Staffeltabelle verpflichtend vorschreibt?

Wozu dann aber das Ganze!?

Wenn in diesem Jahr das Kirchgeldaufkommen verdoppelt werden könnte (von 8 Mio auf 16 Mio), dann wäre dies nicht nur ein riesengroßer Erfolg. Die Gemeinden könnten mit dem Kirchgeldmehrtrag die gekürzten Schlüsselzuweisungen locker ausgleichen. Um dieses Ziel zu erreichen, wäre aber nur eine viel geringere Erhöhung des Kirchgeldes nötig bzw. eine andere Staffelung.

Eine verpasste Chance

Ich bin der Überzeugung, dass die ganze Kirchgeld-Geschichte nicht gut durchdacht wurde. Da wurde ein alter Gaul prächtig aufgezümt, aber damit kann er nicht schneller laufen.

Ich schlage daher vor, dass das Thema Kirchgeld zu einem *Thema des Gemeindeaufbaus* gemacht wird und ein Prozeß des Nachdenkens und Erprobens freigegeben wird. Ein konziliarer Prozeß in den Gemeinden, Gesamtkirchengemeinden und Dekanatsbezirken zum Thema: Wie gehen wir in unseren Gemeinden mit dem anvertrauten Geld um und wie können wir die für unsere Arbeit notwendigen Mittel erhalten, wie die »Einkommen« verbessern. Bekanntlich ist es leichter, für bestimmte, einsehbare Projekte Unterstützung zu bekommen. Die Vorschläge und Ideen aus den Gemeinden könnten in einem landeskirchlichen Ausschuss eingebracht und anderen Gemeinden zugänglich gemacht werden. Folgende Punkte wären dabei zu berücksichtigen:

1. Die Kirchensteuer wird noch viele Jahre ein stabiles Einkommen der Kirchen in Deutschland gewährleisten. Aber die Kirchen sind zunehmend von der staatlichen Steuergesetzgebung und vom staatlichen Lohn- und Einkommenssteuerertrag abhängig. Die Akzeptanz einer »Kirchensteuer« ist in Deutschland m.E. im Schwinden begriffen.
2. Nur etwa ein Drittel der Kirchenmitglieder ist kirchensteuerpflichtig. Zwei Drittel sind an der Finanzierung der kirchlichen Haushalte nicht beteiligt.
3. Es sollten neue Wege der Gemeindefinanzierung gesucht und beschritten werden im Sinne eines Kirchenbeitrags.
4. Klare Abgrenzung von »Kirchenbeitrag« und Spenden(marketing).
5. Ein Kirchenbeitrag sollte den Charakter der Freiwilligkeit haben und in der Höhe angemessen und situa-

tionsgerecht gestaltet werden können. Dies wäre ein Schritt zu mehr Kirchgeld-Ehrlichkeit, denn welche Gemeinde erwägt ernsthaft, das Kirchgeld einzutreiben; ganz abgesehen von der Problematik, ob dies überhaupt möglich ist.

6. Es sollten Überlegungen angestellt werden, auf welche Weise die Gemeindemitglieder beim Kirchenbeitrag angemessen beteiligt werden können, die nicht kirchensteuerpflichtig sind. Es sollten auch Ausnahmetatbestände genannt werden. Neben dem Grundfreibetrag, der dankenswerterweise schon beschlossen wurde z.B. Arbeitslosigkeit.
7. Bemessungsgrundlage sollte das Nettoeinkommen sein, damit außergewöhnliche Belastungen Berücksich-

tigung finden, wie z.B. Kindererziehung.

8. Ein Kirchenbeitrag wird allein in der Verantwortung der (Gesamt)Kirchengemeinden erhoben und kommt wie bisher allein den Haushalten der (Gesamt)Kirchengemeinden zugute. In einem ersten Schritt sollte umgehend die Entscheidung über die Festlegung der Kirchgeld-Staffelung zur Erprobung den Gemeinden gegeben werden. Ich kann es nicht verantworten, einen Kirchgeldbrief zu unterschreiben, der dem vom Landeskirchenamt verfassten und unter dem Datum vom 28. November 2003 zugesandten »Kirchgeld-Bescheid« entspricht und kann eine entsprechende Beschlussfassung »meinen« Gremien nicht empfehlen.

*Matthias Oursin
Dekan in Ansbach*

Martin Luther - leidenschaftliche Theologie, theologische Leidenschaft

6. Juli 1527 - Martin Luther ist seit fünfzehn Jahren Professor für biblische Theologie in Wittenberg, seit zehn Jahren das unbestrittene Haupt der Reformation in Deutschland, seit zwei Jahren verheiratet, seit einem Jahr der Vater eines kleinen Buben. Aus scheinbar heiterem Himmel überkommt den starken und widerstandsfähigen Mann eine schwere Erschöpfung. Zwei Tage später schreibt er an seinen Freund Georg Spalatin: »Vorgestern bin ich von einer plötzlichen Ohnmacht so ergriffen worden, dass ich verzweifelte und völlig unter den Händen meiner Frau und der Freunde zu vergehen meinte; so ganz war ich mit einem Mal aller Kräfte beraubt. Aber der Herr erbarmte sich meiner und stellte mich bald wieder her.« (Lutherzitate nach Heinrich Bornkamm, Martin Luther in der Mitte seines Lebens, Göttingen 1979) Ein anderer Freund, Justus Jonas, beschreibt den Vorfall so: Am Morgen des 6. Juli habe Martin Luther eine schwere Verzweiflung überkommen »wie man sie oft in den Psalmen liest«. Seine körperlichen Empfindungen habe er beschrieben als ein heftiges Rauschen von Meereswogen, das nicht von innen, sondern von außen zu kommen schien.

Im Bett fing Luther bald zu beten an, teils deutsch, teils lateinisch. »Dann

wandte er sich an seine Freunde: Wenn die lügenfreudige Welt behaupten würde, dass er in der Todesstunde seine Lehre widerrufen habe, so sollten sie seine Zeugen dafür sein, dass er recht, nach dem Worte Gottes und seinem Amt, vom Glauben, der Liebe, dem Kreuz und den Sakramenten gelehrt habe. Viele hätten ihm seine Heftigkeit in der Auseinandersetzung mit den Gegnern vorgeworfen, aber er sei nie so heftig gewesen, dass er es jetzt bereue. Er habe, ob maßvoll oder heftig, niemandes Verderben gesucht, sondern das Heil aller, auch seiner Gegner.« (Bornkamm)

Die schlimmste körperliche Krise ging in der folgenden Nacht mit Hilfe des Wittenberger Arztes Dr. Augustin Schurff vorüber - aber der geistig-geistliche Zustand Luthers blieb noch wochenlang schwierig. Am 2. August schreibt Luther selbst an Melancthon: »Ich bin mehr als die ganze Woche so im Tod und in der Hölle hin- und hergeworfen worden, dass ich jetzt noch am ganzen Körper mitgenommen bin und an allen Gliedern zittere. Ich habe Christus ganz verloren und wurde von den Fluten und Stürmen der Verzweiflung und der Gotteslästerung geschüttelt. Aber von den Gebeten der Heiligen bewegt, hat Gott begonnen, sich meiner zu erbarmen, und meine Seele aus der tiefsten Hölle

herausgerissen. Lass auch du nicht ab, für mich zu beten, wie auch ich für dich. Ich glaube, dass mein Kampf auch anderen dient.«

Wie wollen wir Luthers Selbstzeugnis und die Beschreibungen seiner Freunde verstehen? Litt Luther vielleicht an einer manisch-depressiven Psychose? Eine solche Erklärung wirkt modern - in Wahrheit ist sie ziemlich alt. Dass Luther ein wenig oder ziemlich stark verrückt sei, glaubten schon viele seiner zeitgenössischen Gegner. Anders gesagt: Den Spießern war starke Leidenschaft zu allen Zeiten verdächtig. Die medizinische Erklärung ist manchmal einfach ein Zeichen der Abwehr, der inneren Ablehnung starker Gefühle - womit nichts gesagt sein soll gegen Dr. Schurff und seine Standesgenossen und Standesgenossinnen heute. Es ist eines, sich als Arzt auf einen Menschen einzulassen und ein anderes, seine Gemütsbewegungen als Zeichen von Krankheit zu denunzieren

Eine der schönsten Würdigungen Luthers im 19. Jahrhundert verfasste der katholische Pfarrer Josef Sprißler. Er schreibt »Solche Charaktere sind die Riesengeburten der ahnungsvollen Schmerzen einer ganzen Menschheit und sind Schlangentöter von Geburt an und allein von Gottes Gnaden«. Zum Verständnis von Luthers unerhörter Leidenschaft erinnert Sprißler an ein Seneca-Wort: »Nullum unquam magnum ingenium sine admixtione furiae fuit« - »Nie hat es einen großen Geist ohne Beimischung von Raserei gegeben.«

Leidenschaft gehört zu einem großen Geist. Entscheidend aber ist die Situation. 1523 hatte es in Brüssel die ersten Märtyrer der lutherischen Reformation gegeben, im Dezember 1524 wurde der Prediger Heinrich von Zütphen in Bremen ermordet, im April 1527 Georg Winkler in Halle und Leonhard Kaiser in Schärding am Inn. Als es Luther wieder besser geht, schreibt er zwei Nachrufe: »Tröstung an die Christen zu Halle« und »Von Herrn Lenhard Keiser zu Baiern verbrannt«. Kaiser hatte noch 1525/26 in Wittenberg studiert. Luther kannte ihn wohl. Über ihn schreibt er: »Ach, Herr Gott, dass ich so würdig gewesen oder noch sein möchte solches Bekenntnis und Tods. Was bin ich? Was tu ich? Wie schäme ich mich, wenn ich diese Geschichte lese, dass ich desgleichen nicht längst auch zu leiden bin

würdig worden.«

Was sollte ein Lehrer der Theologie empfinden, wenn seine Schüler sterben müssen für seine Lehre, und er selbst darf leben? Welche Gefühle gäbe es da als Zorn und Scham?

Wem solche Gefühle Angst machen, der sollte von seiner Angst reden und nicht von einer gebotenen Mäßigung. Wer gebietet denn solche Mäßigung? Es gibt keine gebotene Mäßigung, wenn in Schärding, Halle und Bremen die Scheiterhaufen lodern. Es gibt nur eine in Christus verbotene Lauheit. »Ach dass du kalt oder warm wärest, weil du aber lau bist...« (Offenb 3,15-16)

II
Eine Verzweiflung hat Luther überkommen, »wie man sie oft in den Psalmen liest«, sagt Justus Jonas.

Am Pfingstsonntag, dem 5. Juni 1530, sitzt Luther in Coburg auf der Veste und wartet auf Nachrichten vom Reichstag in Augsburg. Da bringt man ihm einen Brief seines Jugendfreundes Hans Reinicke aus Mansfeld. Der teilt ihm mit, dass sein Vater Hans Luther am frühen Morgen des Sonntag Exaudi verstorben sei.

Luther verhält sich ganz anders als man es heute von einem führenden Theologen erwarten würde. Der siebenundvierzigjährige Mann weint und ist stundenlang nicht ansprechbar. Am Abend schreibt er an Melanchthon: »Wenn es mich auch tröstet, dass Hans Reinicke schreibt, mein Vater sei gefasst im Glauben an Christus sanft entschlafen, so hat doch das Erbarmen und das Gedenken an den innigsten Umgang mit ihm mein Herz so erschüttert, dass ich den Tod kaum je so verabscheut habe.« Nach einigen Tagen macht sich Luther an eine Auslegung von Psalm 118 »Ich werde nicht sterben, sondern leben und des HERRN Werke verkündigen.« Die Psalmauslegung wird eines von Luthers schönsten Büchern »Das schöne Confitemini«.

Schon in den Jahren 1518 bis 1521 hält Luther seine zweite Psalmenvorlesung, die »Operationes in psalmos«. Am Ende der Auslegung von Psalm 1 macht Luther eine grundsätzliche Bemerkung. Er definiert den Psalter. Der Psalter - heißt es da - ist nichts anderes als »affectuum quaedam palaestra et exercitium«

(vgl. G. Bader, Psalterium affectuum palaestra, Tübingen 1996). Eine palaestra ist ein Anbau ans griechische Gymnasium, ein umfriedeter Hof, in dem die Schüler das Ringen lernen. Also: Der Psalter ist für Luther ein Kampfplatz, eine Übung, ein Ort, wo Gefühle miteinander ringen.

Psalterium affectuum palaestra - der Psalter ein Tummelplatz der Gefühle.

Ich greife jetzt einmal ganz unsystematisch in den Psalter hinein und frage: Welche Affekte begegnen uns da? Antwort: alle, auch die Affekte, die im offiziellen kirchlichen Leben von heute keine Rolle spielen, ja verpönt sind.

Ein Beispiel: das Gefühl der Feindseligkeit. Bei oberflächlicher Zählung finde ich im Psalter wenigstens achtundachtzigmal das Wort »Feind«. Dazu kommen dann noch die »Übeltäter«, die »Widersacher«, die »Gottlosen« und die »Verfolger«. Von denen wimmelt es nur so auf dem Kampfplatz der Gefühle.

Allein in den sechs ersten Versen von Psalm 27 »Der HERR ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten« redet der Beter oder die Beterin zweimal von Feinden, und je einmal von Übeltätern und Widersachern.

Natürlich gibt es nicht nur feindliche Gefühle im Psalter. Es gibt Trauer, Verzweiflung, Scham, Neid, Kränkung, Verlangen nach Rache. Es gibt Scheinheiligkeit und Verstellung. Es gibt ein Sattwerden von fetter Speise und ein Sattwerden an Gottes Bild. Es gibt Müdigkeit und friedlichen Schlaf, aber auch quälende Schlaflosigkeit. Es gibt ein elementares Staunen über die Größe und Schönheit der Schöpfung. Und es gibt eine tiefe Freude an der Schönheit des Königs und Stolz auf die Vielzahl seiner Frauen. Es gibt alle Arten der Gottesbeziehung von tiefer Ergebung in Gott bis zur Leugnung seiner Existenz und - viel radikaler - zur Auflehnung gegen ihn. Es gibt stille Einkehr und Ekstase, die wortlose Sprache der Gestirne und die geräuschvolle Musik der Menschen. Und es gibt noch viel mehr - alles, was Menschen empfinden, fühlen, denken, wahrnehmen.

Dieser Psalter ist für Luther ein Übung, eine Ringschule der Gefühle. Mit dem Psalter findet Luther seine Sprache. 1524 nach dem Tod der ersten Märtyrer

des neuen Glaubens, dichtet Luther das Lied »Wär Gott nicht mit uns diese Zeit«.

Wär Gott nicht mit uns diese Zeit
so soll Israel sagen -
wär Gott nicht mit uns diese Zeit,
wir hätten müß'n verzagen,
die so ein armes Häuflein sind,
veracht' von so viel Menschenkind,
die an uns setzen alle.

Auf uns ist so zornig ihr Sinn;
wo Gott hätt das zugeben,
verschlungen hätten sie uns hin;
mit ganzem Leib und Leben;
wir wärn als die ein Flut ersäuft
und über die groß Wasser läuft
und mit Gewalt verschwemmet.

Gott Lob und Dank, der nicht zugab,
dass ihr Schlund uns möchte fangen.
Wie ein Vogel des Stricks kommt ab,
ist unsre Seel entgangen.
Strick ist entzwei, und wir sind frei;
des Herren Name steht uns bei,
des Gotts Himmels und Erden.

Eine leidenschaftliche Theologie hat ihre Sprache gefunden. Kein Wunder, dass Luther, als ihm der Tod vor Augen steht, nicht meint, er müsse seine Heftigkeit bereuen. Ist doch diese Heftigkeit, diese Leidenschaft aus dem Leben gewonnen und am Psalter geübt.

III
Das Lied »Wär Gott nicht mit uns diese Zeit« wird man im Evangelischen Gesangbuch von 1994 vergeblich suchen. Die Strophen zwei und drei sind eingefügt in das Lied »Wo Gott der Herr nicht bei uns hält«, das Justus Jonas zum gleichen Psalm 124 im gleichen Jahr gedichtet hat. Dafür sind zwei Strophen von Jonas entfallen. Getilgt ist die Aussage über die Feinde der Gemeinde »Wie Meereswellen einerschlan, nach Leib und Leben sie uns stahn«. Getilgt ist

auch der Satz: »Vernunft wider den Glauben ficht, aufs Künftig' will sie trauen nicht«.

1995 reiste ich erstmals zur lutherischen Kirche nach El Salvador. Ich stand in El Paisnal an den Gräbern von Rutilio Grande und seinen Gefährten; mit der Ermordung des Jesuitenpaters begann der neue Weg von Oscar Arnulfo Romero, begann der Konflikt der Kirche mit der Oligarchie und ihren Todesschwadronen. Kurz vor meiner Reise stand an machen Hauswänden noch die Parole »Sei ein Patriot, töte einen Priester.« Das erste Lied, das ich lernte im lutherischen Gottesdienst, heißt: »Mataran los profetas«, »Sie töten die Propheten.«

In Deutschland aber tilgen die evangelischen Kirchen Aussagen über die Feinde aus ihrem Gesangbuch. Die Kirche hierzulande hat offenbar keine Feinde. Sie ist leidenschaftslos geworden.

Ein Beispiel mag die Entwicklung zur Leidenschaftslosigkeit besonders verdeutlichen. Noch immer steht im Gesangbuch Gottfried Arnolds Lied an den »Durchbrecher aller Bande«. Gestrichen aber ist seit 1994 die sechste Strophe:

Herr, zermalme, brich, vernichte
alle Macht der Finsternis:
unterwirf sie dem Gerichte,
mach des Sieges uns gewiss.

Heb uns aus dem Staub der Sünden,
wirf die Schlangenbrut hinaus,
lass uns wahre Freiheit finden
droben in des Vaters Haus.

»Herr, zermalme, brich, vernichte...« - derlei darf eine christliche Gemeinde heute nicht mehr singen; vermutlich gilt der Kampf gegen die Macht der Finsternis heute als überflüssig. Im Anhang zum Gesangbuch gibt es einen Psalter, einen redigierten und ge-

stutzten Psalter, dem halbe und ganze Verse oder auch größere Versgruppen fehlen.

Auch hier mag ein Beispiel die Tendenz zeigen. In Psalm 139 darf noch von den »Flügeln der Morgenröte« geredet werden und davon, wie »wunderbar« der Mensch »gemacht« ist, aber es fehlt der folgende Abschnitt: »Sollte ich nicht hassen, HERR, die dich hassen, und verabscheuen, die sich gegen dich erheben? Ich hasse sie mit ganzem Ernst, sie sind mir zu Feinden geworden.«

Die Gesangbuchmacher von heute können offenbar nicht mehr hassen. Dieses Gesangbuch und dieser gekürzte Psalter sind militant in ihrer Ablehnung alles Militanten. Sie erinnern mich an das aggressive Harmoniebedürfnis, das ich einmal als Kennzeichen unseres kirchlichen Lebens bezeichnet habe. Da kann niemand mehr mit Worten aus Gesangbuch und Psalter seinen Zorn und seinen Hass aussprechen. Es gibt keine Ringschule der Gefühle mehr. Mit Hilfe dieses Gesangbuchs und dieses Psalters kann keiner und keine mit aggressiven Gefühlen ringen, niemand mehr die Rache für irgendetwas Gott anheimstellen, weil es nämlich in diesem Reich keine Feinde mehr gibt, keinen Hass, keine Verletzungen. Es gibt nur eine von einer unendlich weisen Kirchenleitung in vollendeter Harmonie zum vollkommenen Glück aller gelenkte Kirche - die natürlich im Ernstfall auch wieder nicht so friedlich ist, dass sie etwa den Krieg in Afghanistan ablehnen würde.

Es wäre ein großer Fehler, die Leidenschaftslosigkeit der gegenwärtigen Kirche für Frieden zu halten und ihre Unlust am Streit für einen friedensethischen Fortschritt. Verdrängte Aggression war noch nie friedlich. Im Gegenteil: Die Redaktion des Psalters, seine Zen-

acredo

sur für den kirchlichen Gebrauch offenbart eine gehörige Portion Antijudaismus – allen entgegenstehenden Erklärungen der Kirchen zum Trotz. Es ist im Gesangbuch die alte Ideologie mit Händen zu greifen: Wie ist doch das Alte Testament so voll Haß und wie sind wir Christen doch so fortgeschritten in der Liebe. In der Geschichte der Kirche hat gerade diese Ideologie höchst unfriedlich gewirkt. Da ist die Gemeinde des Epheserbriefes viel friedlicher, die *»nicht mit Fleisch und Blut kämpft, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen«* (Eph 6,12) und die an ihren Füßen die Bereitschaft trägt, *»für das Evangelium vom Frieden zu kämpfen«* (Eph 6,15).

Merkwürdigerweise ist – trotz äußerster Verschiedenheit in der Sprache – das neueste Gesangbuch auf seine Weise ganz nah beim alten Luther und seinem Antijudaismus. Nicht Luthers Leidenschaft ist verantwortlich für seine Feindschaft gegen die Juden. Judenhass gibt es auch in hochzivilisierter, in dreifach gemäßigter Sprache, nämlich da, wo bestimmte Affekte abgespalten und den Juden bzw. dem Alten Testament zugeschoben werden, während andere »edlere« Gefühle es wert sind, im Gesangbuch Sprache zu finden.

IV

Dennoch: Luther ist dem deutschen Protestantismus von heute sehr fremd mit seiner leidenschaftlichen Theologie und seiner theologischen Leidenschaft.

Luther konnte hassen. Und er konnte Menschen angreifen und verletzen. Am 3. Januar 1523 schrieb er einen Brief an Herzog Georg von Sachsen, der seine Lehre unterdrückte und ihm in inniger Feindschaft verbunden war. Der Brief beginnt so: »Aufhören zu toben und zu wüten wider Gott und seinen Christ anstatt meines Dienstes zuvor! Ungnädiger Fürst und Herr!« In dem kurzen Brief ist die Anrede »E.f.g.« (Euer fürstliche Gnaden) »liebevoll ein Dutzend Mal« (Bornkamm) abgeändert in »E.f.u.« (Euer fürstliche Ungnaden). Am Ende folgt als Unterschrift »Martinus Luther von Gottes Gnaden Evangelist zu Wittenberg«.

Noch einmal: Wir hätten nichts verstanden, wenn wir solche Äußerungen dem persönlichen Temperament Luthers zurechneten. Luther als Grobian

erscheinen zu lassen gehört als fester Topos zur antilutherischen Polemik. Vielleicht war er tatsächlich ein Grobian – nur müsste man dann überlegen, ob es so etwas gibt wie eine göttliche und geschichtliche Berufung zur Grobheit, zum Aufstand gegen Leute wie Herzog Georg, diese Mischung von Großtueri, Ignoranz und brutaler Rhetorik auf dem Fürstenthron.

Die Trennung von Ratio und Affekt, von Verstand und Gefühl, die Forderung nach emotionsloser Sachlichkeit, die Unterdrückung von Gefühlen wie Zorn oder Mitleid sind Kennzeichen der Herrschaft in Staat und Kirche, in Politik und Theologie.

Ob ein Atomkraftwerk nach einem Unfall große Mengen an Strahlung freisetzt, ob ganze Rinderherden der BSE-Seuche zum Opfer fallen, ob eine Predigt in eine Gemeinde zu Unruhe führt, die Reaktion erinnert immer wieder an das Plakat, das nach der Niederlage bei Jena und Auerstedt in Berlin zu lesen war:

»Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben! Berlin, den 17. Oktober 1806. Graf v. d. Schulenburg«

Die Ruhe, die der Berliner Stadtkommandant Schulenburg verlangt, dient der Schadensbegrenzung nach verlorener Schlacht. (Man möchte fragen: Dient vielleicht auch das Gesangbuch von 1994 zur Schadensbegrenzung nach verlorener Schlacht? Welche Schlacht wurde da verloren?)

Luther hat kein Interesse an solcher Ruhe. Für ihn gehört gerade die Kontroverse zu den Kennzeichen des Evangeliums. »Einer der wenigen Punkte, in dem alle neutestamentlichen Zeugen übereinstimmen, ist der, dass das Evangelium *Unruhe* wirkt, dass es als Herausforderung, als unerträglich empfunden wird, dass es polarisiert, dass es Auseinandersetzungen auslöst...« (Klaus Schwarzwaller, Um die wahre Kirche, Frankfurt 1996, 213)

Die Kontroverse mit Erasmus von Rotterdam über den unfreien Willen hielt Luther zum Beispiel für unbedingt notwendig. Erasmus mahnte, in Liebe

Rücksicht zu üben gegen die Mehrzahl der Gläubigen und sie nicht mit akademischen Problemen zu behelligen und mit komplizierten Lehren zu belasten.

Dagegen Luther:

»Ich verfolge eine ernste, notwendige und ewige Sache in dieser Angelegenheit. Sie ist so groß und gewichtig, dass sie durch den Tod bestätigt und verteidigt werden muss, und wenn darüber die ganze Welt nicht allein in Streit und Aufruhr geraten muss, sondern auch in ein einziges Chaos stürzen und zunichte werden. Wenn du das nicht begreifst oder davon nicht erschüttert wirst, dann bleibe bei deinen Angelegenheiten und lass jene es aufgreifen und davon ergriffen sein, denen Gott es gab... Und das sagt Christus öffentlich: Ich bin nicht gekommen um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und bei Lukas: Ich bin gekommen, um ein Feuer in die Welt zu schleudern... Sieh die Apostelgeschichte, was in der Welt geschieht allein wegen des Wortes ... des Paulus, wie dieser Eine Heiden wie Juden erregt oder, wie ebenda die Feinde selber sagen, die ganze Welt in Aufruhr versetzt. Unter Elia wurde das Reich Israel in Aufruhr gebracht...

Diesen Aufruhr also beseitigen wollen ist nichts anderes, als Gottes Wort aufzuheben und zu verbieten. Die Verkündigung Gottes nämlich will die Welt verändern und erneuern, sooft sie kommt... Und ich, sähe ich nicht diesen Aufruhr, würde ich sagen, das Wort Gottes sei nicht in der Welt...« (zitiert bei Schwarzwaller, a.a.O., 214)

Diesen Aufruhr also beseitigen wollen ist nichts anderes, als Gottes Wort aufzuheben und zu verbieten. Die Verkündigung Gottes nämlich will die Welt verändern und erneuern, sooft sie kommt... Und ich, sähe ich nicht diesen Aufruhr, würde ich sagen, das Wort Gottes sei nicht in der Welt...« (zitiert bei Schwarzwaller, a.a.O., 214)

Wir sind am entscheidenden Punkt: Die Verkündigung Gottes will die Welt verändern, sooft sie kommt. Gäbe es keinen Aufruhr um die Verkündigung, so wäre auch das Wort Gottes nicht da.

Anders formuliert:

Wer die Dinge so lassen will, wie sie sind, dessen Theologie wird leidenschaftslos. Wer aber erkannt hat, dass »die Gestalt dieser Welt vergeht«, (1. Kor 7,31) und dass das Vergehen der alten Gestalt und die Verwandlung der Welt unser Heil ist und unsere Rettung, dessen Theologie wird leidenschaftlich und dessen Leidenschaft theologisch

Der Ausdruck »Leiden« hat in der deutschen Sprache einen passiven Charakter. Wir sprechen von der »Tun-Form« und der »Leide-Form« der Verben. Aber Leiden ist in der Bibel etwas höchst Ak-

tives. Leiden ist eine Form der Weltveränderung von unten. Die Reformatoren haben das gewusst. Justus Jonas hat es in dem schon genannten Lied »Wo Gott der Herr nicht bei uns hält« wunderbar ausgedrückt:

Ach Herr Gott,
wie reichlich tröstest du,
die gänzlich sind verloren.
Der Gnaden Tür steht nimmer zu,
Vernunft kann das nicht fassen,
sie spricht: Es ist nun alls verlorn, -
da doch das Kreuz hat neu geboren,
die deiner Hilfe warten.

Leiden im biblischen, im christlichen Sinn, das ist: neu geboren werden durch

das Kreuz. Und diesem Neu-geboren-Werden entspricht die Leidenschaft, in der der Mensch teilnimmt am Kampf des Kreuzes – am Kampf Gottes um die Erneuerung der Welt.

Martin Luther wollte die Welt nicht lassen wie sie ist. Er nahm den Aufruhr der Veränderung an, auch in seinen persönlichen Krisen. Er bleibt ein Vorbild für leidenschaftliche Theologie und theologische Leidenschaft.

Dr. Rainer Oechslen,
Dekan in Nürnberg

Vortrag bei der Lutherstunde des Evangelischen Bundes am 18. Februar 2002 in Nürnberg

weisung (V 14) eine Begründung (V 15-17) durch Verweis auf Typologisches bei Mose und Pharao und endet in einer konfessorischen Zuspitzung (V 18). Der zweite *Gesprächsgang* (V 19-24) beginnt wiederum mit einer Frage bzw. einem Einwand (V 19), darauf folgt eine Antwort mit zweifacher Töpfermetaphorik (VV 20, 21), dann eine Antithese Zorngefäße/Zorngericht – Erbarmensgefäße/Herrlichkeit (V 22, 23) und schließt mit einer konfessorischen Kulminierung (V 24) ab.

Welche Sicht der Dinge will Paulus, so wie ich ihn verstehe, weitergeben?

Im ersten *Gesprächsgang* geht es darum, ob »Ungerechtigkeit bei Gott« (V 14) sei. Dies bezieht sich auf Röm 9, 6-13 und damit darauf, dass Gott nicht alle Israeliten als Kinder der Verheißung (Röm 9, 8) anerkennt. Gerechtigkeit meint alttestamentlich-biblisch nicht die Zuteilung des Gleichen an jeden ohne Ansehen der Person – versinnbildlicht in der mit einer Augenbinde versehenen Göttin Justitia –, sondern Gemeinschaftsbezogenheit und gemeinschaftsgemäßes Verhalten. Paulus antwortet nicht mit einem eindeutig-barschen!«, sondern – eine Nuance anders! – mit »das sei ferne!«, was kein Frage- oder Denkverbot bedeutet, denn dazu ist die Sache offensichtlich zu fragwürdig und heikel. Statt dessen beginnt Paulus zu argumentieren, führt aber nicht Gründe der Vernunft und der Erfahrung an, sondern greift – im ersten Gesprächsgang zweimal (VV 15, 17) – auf die »Schrift« zurück: So hat Gott schon Mose gegenüber darauf hingewiesen, dass es an ihm sei, wessen er sich erbarme und wessen nicht. Dies verdichtet Paulus in Vers 16 zu dem Bekenntnissatz (s. schon Kp. 9, 12!), dass Gottes Erbarmen nicht von unserem menschlichen Wollen und Zutun abhängt, sondern allein vom freien Gott. Vers 17 führt dafür – weil Gottes freies Erbarmen höher ist, »denn alle menschliche Vernunft« und Normal-Erfahrung – neuerlich ein Schriftzitat an: An Pharaon zeigt Gott seine Macht! Mit dem konfessorischen Spitzensatz (V 18) verweist Paulus – immer noch steht der Vorwurf der Ungerechtigkeit Gottes im Raum – mit eigenen Worten auf Gottes Freiheit (vgl. Kp. 9, 11), die sowohl Erbarmen als auch Verstockung bedeuten kann. Damit wird Gottes Freiheit ins Extravagante und Paradoxe gesteigert. Anders als in Kp. 9, 12 hat das hier nichts mit »Vorherbestimmung« oder Prädestination zu tun, eher erscheint

Zwischen Verwerfung und Berufung

Gedanken zu Römer 9, 14-24

I. Ist Gott ungerecht?

Um eine uralt-neue Frage geht es, wie sie Menschen einst und heute bewegt, nämlich warum sich Gott der einen erbarmt und sie bevorzugt, oft bis ins Sichtbare des Lebenslaufs hinein, während er andere übergeht und »draußen vor der Tür« lässt. Sieht so Gottes Gerechtigkeit aus? Wie verträgt sie sich dann mit seiner Barmherzigkeit? Welche sagen: Gott ist ungerecht! Ist es so? Was können wir darauf sagen? Zunächst immerhin dies: Es ist gut, dass es solche alten, geprägten und durchlebten biblischen Texte gibt, die uns Antworten und Einsichten auf große menschheitliche Fragen zuspähen, weil wir diesbezüglich mit purer Heutigkeit oft überfragt und überfordert sind. Deswegen greifen wir auf die Sprache anderer, auch derer vor uns, zurück (vgl. O. Marquard, in: W. Oelmüller [Hg.], S. 192), wie es übrigens auch Paulus tut.

II. Von Gottes freiem Erbarmen

Paulus will das oben angesprochene Problem einer Klärung zuführen. Er tut dies allerdings nicht abstrakt-grundsätzlich und unspezifisch, sondern konkret anhand der Frage nach der bleibenden Erwählung Israels im Kontext von Röm 9-11. Israel hat immer – bis heute – seine Erwählung zum »Erstgeborenen« Jahwes (Ex 4,22f.) und damit die letztlich unzerreißbare Bindung Gottes an »sein Volk« betont und als Heilszuwendung verstanden (Hos 2, 1; Jes 45,

11; 63, 16.18 etc.). Aber nun haben welche den Eindruck, Gott habe diese Erwählung aufgekündigt und seinen Erstgeborenen verstoßen – eine Auffassung, der Paulus widerspricht. Unmittelbar vor unserem Abschnitt setzt er sich mit der Frage auseinander, wie es sich denn mit Gottes freier Wahl (9, 12) und Gerechtigkeit vertrage, dass die einen erwählt werden, andere aber nicht, wenn Gott doch »nach seiner freien Wahl vorherbestimmt (wer seine Erwählten sein werden)« (so 9, 12 in der Übersetzung von Ulrich Wilckens).

In unserem Textabschnitt entwickelt Paulus, im Stil einer hellenistischen Diatribe, in einer leidenschaftlichen, konfessorisch und dialogisch aufgebauten, freilich logisch gebrochenen Rede (s. den Übergang zu V 24) das, was ihm wichtig ist. Spannung hat und macht dieser Abschnitt, weil er sich mit einem fiktiven Gesprächspartner (an dessen Identität nichts liegt) argumentativ-lebendig auseinandersetzt und inspirierend auf Texte aus dem 1. Testament rekurriert; offensichtlich hat er in so heiklen Fragen auch auf die Stimmen derer vor ihm zurückgegriffen und nicht nur seine eigene Meinung zur Geltung gebracht!

Paulus argumentiert in zwei Gesprächsgängen mit folgendem Aufbau:

In einem ersten *Gesprächsgang* (V 14-18) folgt auf eine Frage und deren Ab-

Gott damit in die Nähe absolutistischer Willkür und Selbstherrlichkeit gerückt. Aber das wird Paulus entkräften, wenn er im nächsten Gesprächsgang auf die Freiheit Gottes bzw. die Relation von Schöpfer – Geschöpf verweist.

Im zweiten Gespräch rechnet Paulus mit Einwänden (V 19). Führt man die Aussage von Vers 18 rationalisierend zu Ende, kann man schlussfolgern, es komme alles ja sowieso so, wie es kommen müsse. Wie aber kann Er uns dann Vorwürfe machen? Wer sich seinem Willen widersetzen? In den Versen 20 und 21 fasst Paulus seine Antwort – diesmal mit zwei impliziten Schriftanklängen – in zwei Töpfermetaphoriken, in denen es letztlich um das Herr-Sein des Töpfers bzw. Gottes gegenüber seinem Machwerk bzw. Geschöpf geht (vgl. auch Hiob 38-41). Das will sagen: Vor Gott muss unser Anspruchsdenken verstummen, denn »Der Töpfer hat Verfügungsgewalt über seinen Ton« (V 21 in der Übersetzung von U. Wilckens). Mit den nachklappend wirkenden Versen 22 und 23 spinnt Paulus die Töpfermetaphorik weiter. Intentional laufen beide Verse auf eine antithetische Gegenüberstellung hinaus: Die einen sind die zum Zorngericht Zubereiteten, an den anderen aber soll Gottes Erbarmen und Herrlichkeit kundgetan werden. Dann bricht der Satz jäh ab. Paulus ringt sichtlich um die Richtung seiner Aussage und darum, das, was er sagen will, klar zu sagen. Walter Jens paraphrasiert in seiner Römerbriefübersetzung hier so: »Ach, ich brings nicht zuende, die Vergleiche reißen mich hin, und ich setze neu an« (S. 48). Letztlich liegt damit das Achtergewicht des Textes meines Erachtens auf Vers 24 als theologischer Quintessenz: »das aber sind wir, die er ja nicht allein aus den Juden, sondern auch aus den Heidenvölkern berufen hat« (in der Übersetzung von U. Wilckens). Ist das nicht eine stupende, unglaubliche und unerwartete Zu-Spitzung? Paulus blickt nur noch auf die in freier Gnadenwahl Berufenen und aus Heiden und Juden Auserwählten, denen Gottes Erbarmen widerfährt! Von Verstockung und Zorngericht ist keine Rede mehr, sie bleiben »dahinten«. Jetzt interessiert ihn nur noch, dass Gott »den Reichtum seiner Herrlichkeit« an den »Gefäßen seines Erbarmens« – »das sind wir« – kundtut. Das nenne ich eine entscheidende Veränderung des Blickwinkels, die eine neue Sicht des Problems (s. I) zulässt. Deswegen atmet dieser Vers auch spürbar Dank und Staunen.

III. Vom zornigen zum erbarmenden Gott

Was wollen wir nun sagen? Mit Stichworten wie »ist bei Gott Ungerechtigkeit?«, »wie ist es mit seinem Erbarmen und seinem Zorngericht?«, »kann Gott verstocken?«, sind wir mitten in der Lebenswelt. Unser Text ist hier deswegen hilfreich, weil er angesichts von Glaubens- und Lebensproblemen (s. I) unserem Nachdenken und Reden Gedanken und Stimme gibt. Sätze von Fulbert Steffensky fallen mir ein: »Wer eine Tradition hat, ist befreit von der Verklavung der reinen Gegenwärtigkeit... In älteren Zeiten haben wir darüber geklagt, daß die Traditionen uns den Atem, die eigene Sprache und das Gewissen nehmen... Vielleicht gibt es jetzt ein neues Gefängnis: daß wir nicht mehr haben als uns selbst, unsere eigene Kraft. Wir sind es uns selber schuldig, daß wir die Erinnerung an die alten Geschichten und die Visionen unserer Tradition nicht auslassen.«

Was der Text zu lernen gibt

Da ist das »fremde« Evangelium mit seiner sperrigen Botschaft zu spüren. Die Rede ist *zum einen* von Gottes Freiheit in seinem Erbarmen: Es ist an Ihm, wessen er sich erbarmt und wessen nicht; zum anderen ist davon die Rede, dass es dabei nicht auf mein Wollen und »Vermögen« ankommt. Letzteres läuft unserer Erfahrung, unseren Bestrebungen, ja aller Vernunft zutiefst zuwider. Sind wir nicht gewohnt, immer etwas tun, immer etwas bewirken zu können? Steckt in uns nicht diese unausrottbare Macher-Mentalität und -qualität, die notfalls oder mit Freuden auch noch Gott instrumentalisiert? Mache ich nicht meine Lebensgeschichte selbst? Bin ich nicht der »Autor« meiner Biographie? Kann ich nicht Dinge beeinflussen etc.? Denken wir nicht »wie gehabt« so auch in Sachen Erwählung? Als hinge alles von uns ab und wir könnten unser Bestes dazu geben – »wer immer strebend sich bemüht, den können wir gewiss erlösen« (Goethe, Faust I). Die Antwort des Textes heißt »Nein!« Es liegt an Gottes freiem Erbarmen und an seiner Gerechtigkeit! Das irritiert. Ein Gott, der sich »alles« vorbehält, macht dem homo fabricator in uns zu schaffen. Freilich, wenn ich es recht bedenke, ist das nicht auch eine großartige Befreiung, die aufatmen lässt? Gott, der sich das Heft nicht aus der Hand nehmen lässt, erlöst Menschen von Wer-

kel-Mentalität und Leistungszwang. Hier bahnt sich ein neues Gottesverständnis und ein neues Selbstverständnis an: Gott in seiner Gnade und seinem Erbarmen sorgt für die Existenz des Menschen, nicht der Mensch mit der Summe seiner Werke (vgl. G. Eichholz, Theologie, S. 33).

Zum anderen ist aber auch davon die Rede: Was dem einen Erbarmen ist, ist dem anderen (Nicht-Erwählten) Nicht-Erbarmen. Dem einen, den anderen (V 22f.) schreibt Paulus. Und wenn ich unter den Nicht-Erwählten wäre, bin? In Erinnerung an Leszek Kolakowski (Der Himmelschlüssel, München 1981, S. 36) sei gefragt, was denken eigentlich die Verstockten, die, denen keine Barmherzigkeit zuteil wird, über Gottes Erbarmen und Gerechtigkeit? Fremd und sperrig mutet dieser Gott an, trotz allem, was mich aufatmen lässt. Ein Gott, der sich erbarmen, aber auch Menschen verstocken kann, passt wenig in unser eingeebnetes und geschöntes Gottesbild. Wir theologisieren und rationalisieren solche theo-logischen Sperrigkeiten gerne weg, weil wir, wie es oft heißt, sonst viel zu gering von Gott dächten. Wäre es so? Die Alten haben immerhin noch etwas davon geahnt und die Möglichkeit, dass Gott auch »anders« begegnen kann, nicht kategorisch ausgeschlossen (vgl. Mk 4, 10-12; Jes 6, 9.10). Wir werden an die »dunklen Seiten Gottes« (W. Dietrich/C. Link) erinnert. So sehr ich zögere, Gott derart ambivalent zu sehen, wüsste ich es denn besser als eine »Wolke der Zeugen« vor mir? Und dürfte ich solche Einsicht meinen Zeitgenossen, Schülerinnen und Schülern, Predigthörerinnen und -hörern einfach vorenthalten? Menschlich geredet: Wie andere an mir Schattenseiten, also weniger angenehme und dunkle Züge entdecken, erscheint uns so Gott nicht auch immer wieder rätselhaft, verborgen, dunkel? Da gibt es Momente, in denen wir gleichsam den fernen, uns nicht zugewandten Gott am Werk sehen. Warum das so ist, wissen wir nicht und werden es in dieser Weltzeit nicht wissen. Letztlich bleibt uns hier nichts anderes übrig, als – mit Luthers Ratschlag – vom dunklen und zornigen Gott wegzuschauen und zum in Christus offenbaren, erbarmenden Gott hinzuschauen und zu diesem hinzurennen. Darauf also käme es an: nicht wie gebannt auf Verwerfung und Verstockung zu starren, sondern mutig, fröhlich und zuversichtlich auf den Gott zu vertrauen, der uns

in Christus sein väterlich-mütterliches Gesicht und Herz zeigt.

Es kann freilich sein, dass sich Menschen heute nicht mehr so leicht (wie damals?) mit Verweis auf die Logik von Schöpfer – Geschöpf und Herr-Sein beeindrucken und in die Schranken weisen lassen und sich nicht mehr länger solcher Herrschafts-Logik »wer bist Du denn...?« fügen wollen. Sind wir denn nicht wer? Je länger ich allerdings darüber nachdenke, wie Paulus argumentiert »Mensch, wer bist Du eigentlich...«, hat solche Argumentation nicht doch etwas Bezwingendes? Zumindest erinnert sie mich an die bleibend unterschiedlichen Größenordnungen von Gott und Mensch. Seit wann könnte das Geschaffene mit seinem Schöpfer rechten?

Wovon der Text nichts sagt

Nachdem im Text explizit nicht von Prädestination und Vorherbestimmung die Rede ist – wiewohl man in dogmatischer Relektüre sich daran erinnern fühlen mag –, kann dies unberücksichtigt bleiben, zumal sonst Paulus eine dogmatische Eindeutigkeit unterstellt würde, die er so meines Erachtens gar nicht hat. Es sei nur an die Komplementaritäten in Phil 2, 12 und 13: »Mit Furcht und Zittern erwirkt euch euer Heil« (V 12) und »Gott ist es, der in euch das Wollen wie das Vollbringen bewirkt nach seinem Willen« (V 13 in der Übersetzung von U. Wilckens) erinnert. Es ist ein guter alter Rat, nicht die göttlichen Geheimnisse, Ratschlüsse und Abgründe in Sachen Erwählung zu erforschen und zu ergründen, sondern zu dem sich in Christus erbarmenden Gott hinzuschauen, so wie das Lucas Cranach d. Ä. auf seinem Altargemälde, das in der Stadtkirche zu Wittenberg ausgestellt ist, zum Ausdruck gebracht hat. Hier lässt er »Luther als Prediger« auf den gekreuzigten Christus hindeuten. »Man soll nicht nach der Vorsehung des verborgenen Gottes forschen, sondern sich zufrieden geben mit der Vorsehung, die durch die Berufung und durch das Predigtamt offenbart wird.« (WA 43, 463, 11-13)

IV. Eine zureichende Antwort für heute?

Exegetisch streng genommen ist die Aussageintention des Textes *begrenzt* auf die Frage nach der Erwählung Israels und der Heiden und damit verbunden nach der Gerechtigkeit Gottes. Auf die *allgemein* gestellte Frage nach der

Vorherbestimmung und der Theodizee, wie sie heute immer wieder Menschen umtreibt (siehe I), hat der paulinische Text, genau genommen, keine Antwort. Er kann sie auch gar nicht haben, wenn man meint, auf diese und ähnliche Fragen eine klare Antwort der Vernunft bekommen zu können. Diese würde nämlich Gott gleichsam besserwieserisch über die Schulter schauen, womit die Vernunft aber mehr als Gott wüsste und wäre. Solches »Verfügungswissen« (J. Mittelstraß) haben Glaube und Theologie – das muss gesagt werden – nicht in ihrem Repertoire. Zudem führen alle Antwortversuche der Vernunft im Kontext von Vorherbestimmung und Theodizee, so reizvoll sie prima facie sein mögen, letztlich in Ausweglosigkeiten. »Mit der Erkenntnis des Scheiterns der Theodizeen ist vielmehr die Erwartung verbunden, dass von Gott anders zu reden ist, als die Prämissen der Theodizee-Frage voraussetzen.« (W. Schoberth). Was wir theologisch diesbezüglich zu bieten haben, sind am und durch den Glauben geschulte »Wahrnehmungen Gottes«, wie sie sich in der (biblischen) Story Gottes mit den Menschen niedergeschlagen haben und bis heute niederschlagen. Dass dabei tradierte religiöse »Antworten« von Fragen aus der je gegenwärtigen Lebenswelt überholt werden können, ist nicht auszuschließen, was sich ja am Vorherbestimmungs- und Theodizeeproblem sehr deutlich zeigt. Die Frage nach der Vorsehung und Gerechtigkeit Gottes ist einerseits ein genuiner Ort und eine Quelle von Religion, andererseits bringt sie sie aber auch auf den Prüfstand und in Aporien. Was Glaube und Theologie hier leisten können, ist dies: Sie können mit alten Texten wie dem obigen Menschen zur Theologie im Sinne des gemeinsamen Nachsinnens über Gott einladen. Das Spannende am Römer-Text ist ja – und dies gälte es in Praxiszusammenhängen aufzunehmen –, dass Theologie im Dialog entsteht, also in lebendiger Rede und Gegenrede. Theologie in dem hier gemeinten Sinne ist nicht bloß feststellende Information seitens Wohl-Informierter an Uninformierte, sondern sie ereignet sich dynamisch, vollzieht sich in Rede und Gegenrede, Erfahrung und Kontrasterfahrung, sie bricht auf, stellt in Frage und auf den Weg, aber nicht an das Ziel.

Literatur:

- W. Dietrich/C. Linke, Die dunklen Seiten Gottes, Bd. 1, Neukirchen-Vluyn 1995.

- G. Ebeling, Luther, Tübingen 1964, S. 259ff. (»Verborgener und offener Gott«); Das Neue Testament. Übersetzt und kommentiert von U. Wilckens, Hamburg 1970².
- G. Eichholz, Die Theologie des Paulus, Neukirchen-Vluyn 1981³.
- W. Jens, Der Römerbrief, Stuttgart 2000.
- L. Kolakowski, Der Himmelsschlüssel, München 1981.
- W. Oelmüller, (Hg.), Wiederkehr von Religion? Paderborn 1984.
- W. Schoberth, Gottes Allmacht und das Leiden, in: W.H. Ritter u.a. (Hg.), Der Allmächtige, Göttingen 1997² S. 61 (43 ff.).
- P. Stuhlmacher, Der Brief an die Römer, Göttingen und Zürich 1989.

*Dr. Dr. Werner H. Ritter, Professor,
Lehrstuhl Evangelische Theologie II,
Religionspädagogik, Bayreuth*

Echt fränkisch

Ein rüstiger Emeritus hat, dem Ehrenkodex der Ruheständler entsprechend, in Notfällen zur Aushilfe bereit zu sein, während der Vakanz einer Pfarrei die verwaiste Gemeinde betreut, Gottesdienste und Amtshandlungen gehalten und sich als Ansprechpartner der Gemeinde verstanden.

Nun ist sein Vertretungsdienst zu Ende. Er verabschiedet sich im letzten Gottesdienst von der Gemeinde. Die aber fühlt sich für diese Dienste zu Dank verpflichtet und stattet diesen auf die ihr gemäße Weise ab. Sie füllt den Kofferraum seines Autos mit den Früchten und Erzeugnissen, wie sie eben ein fränkisches Dorf zur Erntezeit zu bieten hat. Da liegen Kürbis und Kartoffeln, Äpfel und Birnen, Walnüsse und Eier und natürlich auch nichtvegetarische fränkische Spezialitäten beieinander. Es war sozusagen ein kleiner Erntedank, der da im Auto lag.

Daheim angekommen öffnet der Ruheständler den Kofferraum und seine Familie bestaunt den Erntesegen. Eine Enkelin - Teenageralter -, kommentiert diese Überraschung mit dem lapidaren Satz: »Opa, was hast Du heut' wieder alles zamm gepredigt!«

»Zusammenpredigen« ist im Fränkischen der terminus technicus für den geheimnisvollen Vorgang, wenn die unsichtbare geistliche Saat der Predigt sich in sicht- und eßbare Früchte für den Leib umwandelt.

Es wird daher vorgeschlagen, in Zukunft bei der Beurteilung einer Predigt diesen Aspekt nicht außer Acht zu lassen, sondern ausdrücklich zu bewerten. Etwa so: »Der Prediger hat es gut verstanden »zusammenzupredigen.«

mitgeteilt von Rudolf Schwarz

Der liebe Gott und das Sparen

Ein Zwischenruf

In der Kirche muß gespart werden. Das Geld, das einst wie ein quirliger Jungbrunnen sprudelte, wird knapp. Nicht plötzlich und unerwartet, aber immer öfter. Kommissionen werden eingesetzt, die Sparvorschläge machen. Allenthalben hinter den Kulissen flüstert und munkelt es: Wer ist als nächster dran? Wer ist unverzichtbar? Wer ist nur nützlich? Wer fällt - oh, oh, oh! - unter Sonstiges?

Wie Mehltau legt sich Spardunst auf die Seelen. In den Kirchen der Reformation, die einmal der Werkgerechtigkeit kritisch gegenüber standen, fragen plötzlich Controller nach Leistungsziffern und stellen in-put-out-put-Überlegungen an. Nur was sich rechnet, hat Chancen, dem Rotstift zu entkommen. O sola gratia! Plötzlich entfalten manche eine Emsigkeit, die an Waldmeisen erinnert, die ihren Bau aufschichten. Farbprospekte werden gedruckt, die den uninformierten Anderen die Wichtigkeit gerade dieses Arbeitsbereiches deutlich machen sollen. Leitbilder werden formuliert und Logos konzipiert. Wer wir sind, was wir wollen, warum es uns unbedingt geben muß. Da ist es schwer, die Spreu vom selbsternannten Weizen zu unterscheiden.

Es knirscht im Getriebe, das jahrzehntelang wie geölt lief. Nun wird der Schmierstoff knapp. Wer es noch kann, buttert die letzten Gelder in Werbekampagnen.

Wohin wollen Sie eigentlich? Sind am Ende die Fußballgötter die wahren Götter? Vielleicht. Denn wenn Recht hat, wer Erfolg hat, dann glaubt man ungern dem, der nur noch darüber sinniert, dass ihm gerade die finanziellen Felle davon schwimmen.

Hat aber schon jemand darüber nachgedacht, was der liebe Gott zum Sparen denkt? Theologische Studien und zahllose Predigten haben seit Menschengedenken eigentlich immer nur das Eine wiederholt: dass unser Gott ein Gott der Fülle und des reichen Segens ist. Ein Echo, das aus den eben erst ins neue evangelische Gesangbuch aufgenommenen Liedern herausschallt: »Weil du reichlich gibst, müssen wir nicht sparen« (EG 170,2).

Wenn wir aber doch sparen müssen, ha-

ben wir dann vielleicht etwas falsch gemacht? Sind wir am Ende dabei, am falschen Ende zu sparen? Oder haben wir das überhaupt richtig verstanden mit dem Sparen?

Mißverständnissen war Gott ja schon öfters ausgesetzt. Darum hat er seinen Sohn mit einer unmißverständlichen Botschaft unter die Menschen geschickt. Die lautete: Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, so wird euch alles andere zufallen. Sie hat sich bis heute nicht geändert.

Die Prioritätenliste Gottes sieht also anders aus als unsere Ranking-Verfahren. Das ist kein Wunder, wo Gott doch gerne ins Verborgene schaut und dem Kleinen besonders große Chancen gibt.

Senf- und Weizenkörnern traut er auffälligerweise besonders viel zu.

Und wie war das noch mit Maria und Marta? War Maria nicht dafür gelobt worden, dass sie sich ganz auf das Eine, das not tut, konzentriert hatte? Wäre das nicht ein schöner Anlaß, das Wort Konzentration aus ökonomischer Engführung zu befreien und ihm seinen geistlichen Sinn zurück zu geben?

Lassen wir dem Gott der Fülle und des reichen Segens den Platz in der Mitte, statt ihn mit unseren kärglichen Spargedanken zu besetzen! Von ihnen fällt kein Glanz auf die Welt. Von Gottes Segen aber doch. Auf diese Weise könnte man sich schließlich vieles Andere - ersparen.

Klaus Nagorni,
Karlsruhe

aus: Badische Pfarrvereinsblätter 5/2003

...oder können Sie sich auch PNG vorstellen?

Als bayerischer Pfarrer nach Papua-Neuguinea

»Es ist dunkel um uns herum. Vor mir in der Hütte brennt ein Feuer, Rauch liegt satt auf halber Höhe des Raumes, die Augen brennen etwas, ich rutsche tiefer auf der Schlafbank. Es liegt der Geruch von Feuer, nasser Erde, Kaffee und irgendwo dazwischen der von Süßkartoffeln in der Luft. Kinder wuseln herum, Tassen werden weitergereicht. Jaffi schiebt etwas Holz nach und es wird heller, die Gesichter deutlicher. Die Kirchenvorstandssitzung wird mit einem Gebet eröffnet und die Arbeit beginnt. Von Zeit zu Zeit kippt einer der Mitarbeitenden nach hinten um, verabschiedet sich dösend oder schlafend für eine halbe Stunde und klinkt sich dann wieder in das Gespräch ein. Auch ich klinge aus und ein – es scheint etwas ungewöhnlich, oder eher doch natürlich? Anfangs eher skeptisch stelle ich fest, dass wir am Ende dennoch auf den Punkt kommen. So gegen zwei Uhr morgens liegen wir alle und driften dem Tag entgegen (Erinnerungen an mehrtägige Gemeindebesuche im Jahr 1997).«

Auch wenn es ungewöhnlich klingt, diese Reminiszenzen beziehen sich auf die Arbeit eines von Bayern ausgeliehenen Pfarrers (auf einer bayerischen Pfarrstelle mit allgemeinkirchlichen Aufgaben), irgendwo im Busch von Papua-

Neuguinea (PNG).

Doch nun die Frage: Was bringt eine Pfarrersfamilie dazu, von Nordwest nach Südost, von oben nach unten, von einem entwickelten in ein sich rasant veränderndes Land, von atemlos zu atemberaubend, vom Gemeindehaus zum Rundhaus zu wechseln? Reicht »Jenseits von Afrika« gelesen zu haben, um den »Ruf« zu spüren?

Schon während des Studiums wurde der Wunsch nach einem Einsatz in einer evangelischen Kirche in Übersee geboren. Wir sahen darin die Chance, christlichen Glauben in anderen Kontexten kennen zu lernen und mit Menschen, die vom Geist Gottes getrieben sich auf den »neuen« Glauben eingelassen haben, zu leben und zu arbeiten.

Mit dem Zweiten Examen ergab sich ein organischer Übergang. Vom Missionswerk in Neuendettelsau im Herbst 1995 angesprochen und zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen, wurden wir sanft vom »Fuße der Ngong-Berge« (wie alle mir bekannten Bewerber hatten wir natürlich an Afrika gedacht) mit den Worten »oder könnten Sie sich auch PNG vorstellen« in ein Land etwas weiter östlich umdirigiert.

Da der Missionsauftrag in der Ortsbestimmung sehr vage gehalten ist, hat-

ten wir nach kurzer Bedenkzeit keine Einwände und ließen uns auf das Abenteuer ein.

Tarabo

Nach einer sehr ereignisreichen halbjährigen Vorbereitungszeit in England und Deutschland, kamen wir im August 1996 schließlich in PNG an.

Die ehemalige Missionsstation Tarabo - unsere neue Heimat - war im Zuge der extrem schnell voranschreitenden Hochlandmission als sogenannte Außenstation 1956 von Amerikanern am Rande des Dorfes Tarabo gegründet worden. Deutsche Missionare und indigene Evangelisten der Küstenregionen PNG's übernahmen kurze Zeit später diese Arbeit und weiteten sie aus. Der Kirchenkreis wurde sprachgrenzenübergreifend in vier »Parishes« eingeteilt, die heute 88 Gemeinden mit etwa 20000 Gemeindegliedern versorgen. Tarabo ist heute das Zentrum des gleichnamigen Dekanatsbezirkes.

Wir traten unsere Arbeit als elfte Übersee-Mitarbeiter-Familie an, d.h. wir konnten auf einer relativ »langen« und kontinuierlichen Arbeit aufbauen, erleichtert durch eine wohlwollende Aufnahme auf der Station und im Dorf.

Wie in ein Labyrinth tauchten wir langsam in eine völlig fremde Kultur und Sprache ein, in denen wir, dank der Geduld und Empathie der Menschen um uns herum, nicht verloren gingen.

Darüber hinaus war es sehr hilfreich, dass zeitgleich einige Nachbarstationen besetzt wurden oder schon waren, und wir im Austausch mit den dort eingesetzten Familien unsere Eindrücke verarbeiten konnten.

Arbeitsbereiche

Eine erste Hürde, die aber auch große Chancen in sich barg, stellte die Arbeitsplatzbeschreibung bzw. deren Fehlen dar. De facto hatte jede Station verschiedene Schwerpunkte und unterschiedliche Anforderungsprofile, was eine präzise Aufgabenstellung erschwerte. Durch Zuhören und Beobachten, durch Gespräche und Begleitung von Mitarbeitenden lernten wir sukzessive die Erwartungen und Anforderungen an uns kennen und es kristallisierten sich konkrete Arbeitsbereiche heraus: Zum einen der Dienst auf der Station, zum anderen die Arbeit in den weitverstreuten Gemeinden.

Ein Schwerpunkt war die kybernetisch-educative Arbeit. So wurden in der Regenzeit verschiedenste Kurse für kirch-

liche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auf der Station abgehalten (z.B. »Wie bereite ich einen Gottesdienst/Bibelarbeit vor«, »Verwaltung der Gemeinde«, »Predigtvorbereitung im Team«, etc.), oder Gremienarbeit im Zusammenhang mit der Kirchenkreis-Verwaltung geleistet.

Ein weiterer Schwerpunkt war die Mitarbeit in der kirchlichen Mädchenschule in Tarabo. Die Schule diente dazu, junge Frauen als Gemeindegliederinnen auszubilden, um die Frauenarbeit und das kirchliche Leben allgemein auf der Ebene der Ortsgemeinde zu stärken und den christlichen Glauben in die eigene Kultur zu implementieren.

Vor allem in der Trockenzeit wurden Gemeindebesuche durch die Kirchenkreis-Leitung organisiert und durchgeführt. So besuchten Teams mit Pastoren, Evangelisten und Frauen- und Kindermitarbeiter/innen die zum Teil weit abgelegenen Gemeinden, um ihnen Rückhalt zu geben, Mitarbeitende zu schulen und sich um die anfallenden Kasualien zu kümmern.

Neben den Gemeindebesuchen gab es noch verschiedene andere, die Männer-, Frauen- und Jugendarbeit betreffende Veranstaltungen des Kirchenkreises, die regelmäßig reihum in den vier »Parishes« abgehalten wurden. Diese Veranstaltungen dienten spirituellen und administrativ-organisatorischen Belangen des Kirchenkreises.

Leben auf der Station

Zwei Stunden auf zeitweise schlecht und bisweilen auch nicht passierbaren Straßen von der nächsten Stadt entfernt, als einzige weißhäutige und buschenerfahrene Familie Haus an Haus mit den einheimischen Mitarbeitenden – das war eine nicht immer leichte aber dennoch sehr wertvolle Erfahrung für unser Leben und unseren Glauben.

Der Start war durch viel Unsicherheit geprägt: Was macht meine Familie, wenn der Mann oder Papa unterwegs ist? Wie sicher ist das Leben auf der Station? Wem können wir trauen?

Unsere damals noch recht kleinen Kinder bildeten für uns eine Brücke zu unseren neuen Nachbarn. Sie hatten die geringsten Probleme, sich auf das Leben fernab der Stadt einzustellen und schlossen sehr schnell Freundschaften. Wir mussten uns keine Sorgen um sie machen. Irgendwer wusste immer, in welchem Haus sie gerade saßen, um Süßkartoffeln oder Mais zu essen oder um mit ihren Freunden zu spielen.

Wenn ich unterwegs war, konnte ich ebenfalls sicher sein, dass die Stationsgemeinde sich um meine Familie kümmerte. Im Gegenzug wusste auch meine Familie mich gut versorgt. Wohin ich ging und wo ich auch war, ich war nie allein. Soweit es ihnen möglich war, hatten die Gemeinden die Verantwortung für uns übernommen. Ein besonderes Erlebnis war, wenn wir als Familie oder mit Besuchern zu Einsätzen unterwegs waren. Gerade hier erlebten wir eine überwältigende Gastfreundschaft und eine herzliche Aufnahme durch unsere Gastgeber.

Unsere erste Arbeitsperiode in PNG endete nach vier Jahren im Juli 2000 mit der 50-Jahr-Feier zur Gründung der Station Tarabo. Für uns war es ein bewegender Abschluss unsere Arbeit und für die Menschen in Tarabo auch die Möglichkeit Bilanz zu ziehen über die Veränderungen, die der neue Glaube mit sich gebracht hatte. Aus dem Kirchenkreis, aus PNG und aus Übersee waren Mitarbeitende angereist, um drei Tage dieses Fest durch Gottesdienste, Aufführungen und gemeinsamem Essen mit den »Tarabonern« zu feiern.

Im Rückblick stellt sich uns diese Zeit als adäquate Möglichkeit dar, in das Land und seine Kultur in ihrer faszinierenden Mannigfaltigkeit einzutauchen.

Das Seminar

Zum Semesteranfang 2001 berief uns die Evangelisch Lutherische Kirche von PNG an das Senior Flierl (Pastoren-)Seminar in Logaweng/Finschhafen. Damit kamen wir an die Wiege der lutherischen Mission hier im Land und wir freuten uns sehr auf das Leben in einer bezaubernd schönen Gegend und auf die Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Mitarbeitenden.

Logaweng hat eine knapp 100-jährige Geschichte als Ausbildungsstätte für kirchliche Mitarbeiter. 1956 wurde die Einrichtung in ein Pastorenseminar transformiert, um die schnell wachsende Kirche mit indigenen Mitarbeitern versorgen zu können. Seit 1958 wurden etwa eintausend Studenten der Küsten- und später auch der Hochlandregionen durch das Senior Flierl Seminar graduiert.

Die Studenten durchlaufen am Seminar einen fünfjährigen Kurs, unterbrochen nach dem dritten Jahr durch ein einjähriges Vikariat.

Die Begleitung durch die Lehrer beschränkt sich nicht nur auf die akademische Arbeit. Darüber hinaus ist jedem

Lehrer eine Konventsgruppe mit etwa acht Studenten und ihren Familien für eine intensivere, individuelle und seelsorgerliche Betreuung zugeordnet. Zu diesem eher praxisorientierten Bereich der Arbeit gehört ebenfalls die Einbindung der Lehrer in den regelmäßigen Predigtendienst der Seminargemeinde.

Unterrichtet werden neben den biblischen Fächern, Systematik/Ethik, Kirchengeschichte, praktische Theologie, Soziologie, Gemeindeadministration und Englisch. Das geschieht mit stärkerer Gewichtung der theoretischen Kenntnisse im Studienanfangsbereich und einer Intensivierung der praktischen Fähigkeiten und deren Reflektion ab der Mitte des Studiums.

Eine Herausforderung besonderer Art ist das Fruchtbarmachen einer deutschen theologischen Ausbildung für die hiesige Kirche. Das gelingt nur im engen Austausch mit Kollegen und Studenten. Auch hier habe ich eine beeindruckende Geduld mit uns Überseemitarbeitenden schätzen gelernt.

Die größte Bereicherung ist sicherlich die aus den Begegnungen mit unterschiedlichsten Menschen unterschiedlichster Kulturen erwachsende Horizontweiterung. Gerade durch die Zusammenarbeit mit einheimischen Lehrern und Studenten besteht die Möglichkeit, reflektierten Einblick in die Lebenszusammenhänge und -wirklichkeiten der Menschen hier zu gewinnen und von da aus den eigenen Glauben und Gotteserfahrungen in einen neuen Kontext gestellt zu sehen und zu erleben, wie er tiefer und vielfältiger wird. Daneben gibt es gerade am Seminar auch immer wieder Begegnungen mit Mitarbeitenden der weltweiten lutherischen und auch anderer Kirchen.

Nach einer »spannenden« Missionsgeschichte erleben wir heute den Umgang gerade mit Vertretern und Vertreterinnen anderer Denominationen als förderlich, kollegial und durch großen gegenseitigen Respekt geprägt.

Familie im Seminar

»Upside down«, aber keineswegs unangenehm kam uns am Anfang das Seminarleben vor. Fähigkeiten, die wir uns im Busch zulegen mussten, waren mit einem mal nicht mehr gefragt, sondern manchmal das genaue Gegenteil davon: Waren wir in Tarabo in der Alltagsorganisation ganz auf uns gestellt, so hatten wir uns nun in feste Zeitpläne einzufügen. Wohnten wir in Tarabo etwa 1,5 Stunden von den nächsten

weißen Nachbarn entfernt, so finden wir uns jetzt unmittelbar zwischen zwei deutschsprachigen Mitarbeiter-Ehepaaren wieder. Spielten unsere Kinder in Tarabo nur mit einheimischen Kindern, so spielen sie hier auch mit Altersgenossen aus Deutschland und genießen auch so etwas wie eine Mini-Klasse während des Unterrichtes.

Andererseits haben wir am Seminar den Rücken frei z.B. von der Sorge um Strom und Wasser und der Ausflug in die nächste Stadt ist auch nicht mehr jedes mal ein Abenteuer.

Noch ein Wort zu den Gefahren im Land. Es wäre blauäugig, heikle Erlebnisse oder gefährliche Situationen zu negieren, oder darüber hinwegzusehen. Der offene Umgang damit kann jedoch ein Stück weit trainiert werden und neue Verhaltensmuster werden nach und nach ins tägliche Leben integriert. Ganz abgesehen davon, konnten wir viele gefährliche Situationen, die Deutschland »bietet«, hinter uns lassen. Der beste Schutz jedoch ist nach wie vor eine intaktes Verhältnis zu den Menschen um uns herum verbunden mit der Erfahrung, dass Gott uns in unserem Leben nie allein gelassen hat.

Rückblick

Was bringt eine Pfarrersfamilie dazu, die Kulturen zu wechseln? Mittlerweile liegt es mir näher die Frage anders zu stellen: Was bringt einen Theologen dazu, sich nicht auch einmal auf einen exotischeren Arbeitsplatz einzulassen? Unsere Kirche hat mit dem Missionwerk mehr als nur den Fuß in der Tür der weltweiten Ekklesia Gottes: In langer Zeit gewachsene Partnerschaften und Freundschaften mit Kirchen, Gemeinden und einzelnen Männern und Frauen in Süd und Ost. Diese Beziehungen schaffen Verantwortlichkeiten auf beiden Seiten, denen mittlerweile mehr und mehr durch einen Austausch von Mitarbeitenden in beide Richtungen entsprochen wird.

Es ist richtig: Arbeit gibt es in Deutschland ebenso wie überall auf dieser Erde und es ist ebenfalls richtig, dass Gottes Mission nicht die Überschreitung geografischer Grenzen meint, sondern die Überschreitung der Grenze von Gottesferne zu Gottesnähe, oder vom Glauben an die Ahnen zum Glauben an den einen Gott.

Ein maßgeblicher Grund, sich dennoch auf ein Abenteuer außerhalb Bayerns, oder der vertrauten deutschen Verhältnisse einzulassen ist m.E. die Möglich-

keit, die Kirche Jesu Christi in einer nicht gekannten Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen kennen zu lernen und hier in diesem tropischen Teil des einen Garten Gottes am Bau seines Reiches mitarbeiten zu dürfen und zu erleben, dass Gott dort wie hier am Werk ist.

Heiner Stahl

Heiner Stahl ist Pfarrer der Evang.-Luth. Kirche in Bayern und wurde mit seiner Frau und Familie über das MWB in die Evang.-Luth. Kirche von Papua-Neuguinea ausgesandt. Er arbeitete zunächst vier Jahre im Hochland PNGs im Dekanat Tarabo und dann drei Jahre am Senior Flierl Seminar in Logaweng, Finschhafen. Er ist unter der E-Mail Adresse henric.acier@elcpng.org.pg erreichbar.

Aussprache

Back to the Roots

Das Wort »Buße« umschreibt im Neuen Testament eine Veränderung des bisherigen Denkens. Denn im Kopf fängt vieles an. Hier entstehen die Visionen und die Modelle, hier beginnt auch die Abkoppelung von der Wirklichkeit. Das ist in den letzten Jahren in unserer Kirche geschehen und nun haben wir die Folgen zu tragen. Und ich wünschte mir, die Leitungsträger und -trägerinnen würden darüber nachdenken. Denn sie waren es, die uns in diese Krise hineingeführt haben und sie wollen uns jetzt wieder herausführen. Da habe ich meine Zweifel, denn ich vermisse ein nüchternes Nachdenken darüber, warum wir in die Krise gekommen sind, wer die Entwicklungen nicht richtig eingeschätzt hat, und wer nicht die richtigen Gegenmaßnahmen getroffen hat, so wie Josef im Alten Testament, der in den guten Jahren die Vorkehrungen für die schlechten traf - doch immerhin hatte er einen Traum. Ich sehe nirgendwo eine Betroffenheit darüber, ganz im Gegenteil, ich sehe mit Erstaunen, wie sich

kirchenfremde Organisationsmodelle bei uns Raum geschaffen haben mit den entsprechenden ideologischen Begründungen.

Ich kann nur ermuntern, diesen Vorgang einmal psychologisch-soziologisch zu untersuchen, um herauszufinden, wie es dazu kommen konnte, dass unsere Kirche nicht mehr aus ihren eigenen Voraussetzungen leben will, sondern wirtschaftliche Organisationsmodelle ungeprüft übernimmt, verbunden mit einer Verklärung der Neuen Medien, in denen sie das Heil zu finden glaubt.

Doch ich möchte konkret werden.

Ich halte das *Ehrenamtlichengesetz* für falsch, weil es dem Ehrenamt widerspricht, professionalisiert zu werden. Es nimmt ihm seine Freude und seine Leichtigkeit.

Ich halte die *Mitarbeiterjahresgespräche* für falsch. Ein guter Vorgesetzter steht im ständigen Austausch mit seinen Mitarbeitern, und ich frage mich, wo denn - was die Pfarrer angeht - die Visitationen geblieben sind? Wenn die Regionalbischöfe unserer Landeskirche sich dafür keine Zeit mehr nehmen, und wenn ihnen die Zeit für ihre Landtagsabgeordneten durch den neuen Beauftragten für den Bayerischen Landtag ebenfalls abgenommen wird, wofür werden sie dann eigentlich noch bezahlt? Ich halte die *autoritäre Durchsetzung des Intranets* auf Gemeindeebene für falsch, und ich halte die Absetzung des Mausprogramms 5.2 keineswegs für »konsequentes und vorausschauendes Management«, wie OKR Dr. Böttcher meint. Ich will es ganz deutlich sagen: ich brauche es auf Gemeindeebene nicht. Ich muß weder das Amtsblatt früher lesen, noch muß ich mit irgend jemandem chatten. Ich habe die Möglichkeit des Briefes, des Faxgerätes und des Telefons, das reicht völlig. Ich halte es auch für vergeudete Arbeitszeit, wenn im Dekanatsbezirk München zur Weihnachtszeit 450 Gottesdienste mit Suchprogramm aufgelistet werden. Haben die nichts anderes zu tun?

Es ist ganz richtig, dass wir, wie unser Landesbischof in seiner Rede vor der Synode in Bad Reichenhall gesagt hat, uns von einer Kommstruktur zu einer Gehstruktur verändern müssen, aber das ist für uns Pfarrer nichts Neues, das haben wir immer schon gemacht, das gehört zu unserer Professionalität. Aber Gehstruktur heißt hingehen in die Familien, an die Krankenbetten, zu den schwierigen Jugendlichen, heißt in er-

ster Linie hingehen zu den normalen Menschen, und um es deutlich zu sagen: körperlich hingehen. Und wenn ich den Prospekt des Praxisprojektes »Lassen Sie uns Advent neu entdecken« in den Händen habe, dann weiß ich fast nicht mehr, was ich sagen soll. Wir Pfarrer sollen unseren Mitarbeitern im Einvernehmen klar machen, weil es tarifrechtlich nämlich gar nicht anders geht, dass ihre Stundenzahl gekürzt werden muss, und dann steht Geld für eine solche Tagung zur Verfügung, die wir gar nicht brauchen, da wir auf Dekanats Ebene diese Dinge ganz gut selbstständig austauschen können.

Es hat sich, meiner Meinung nach, unserer Landeskirche eine eigenartige Ideologie bemächtigt. Wir haben uns mit dem Zeitgeist verständigt und ihm bei uns Raum gegeben. Es ist eine Mischung aus McKinsey, Einführung von Managementstrukturen, Finanzdenken und Durchsetzung neuer Medien. Wenn wir diese anschauen würden, dann würden wir feststellen, dass sie gar nicht so erfolgreich sind, wie sie es gerne vorgeben, und dass ein Teil unserer gesellschaftlichen Krise gerade von ihnen mitverursacht worden ist.

Warum wir diese Wege für unsere Kirche für maßgeschneidert halten, das wäre in meinen Augen einer Untersuchung wert und sie würde vielleicht aufzeigen, dass wir unseren eigenen Wurzeln nur noch wenig zutrauen.

Was schlage ich selbst vor?

Ich halte die Gleichsetzung von parochialer und überparochialer Dienste für falsch. Die Kirche kann ohne überparochiale Dienste leben, aber nicht ohne Gemeinden. Ich meine damit nicht, dass die Gemeinden so bleiben müssen wie bisher. Man kann über ihre Größe diskutieren, über ihre personelle Ausstattung, aber am Schluß muss eine zuverlässige und arbeitsfähige Einheit herauskommen, die nicht alle paar Jahre verändert wird. In diesem Zusammenhang wird es Zeit, dass die Ausbildung der Pfarrer überprüft wird. Sie ist eindeutig zu lang und sie muss den Pfarrern das Handwerkszeug in die Hand geben, das sie später brauchen. Pfarrer sind soziale Beziehungsarbeiter und die Gemeinde ist harte soziale Beziehungsarbeit. Dafür müssen sie gerüstet sein. Das Evangelium, dessen Begriff ja bei McKinsey so merkwürdig leer bleibt, meint genau dies: dass die Menschen wieder miteinander leben, alle, von den Rußlanddeutschen bis zu Managern, von den Gesunden bis zu den

Verwirrten, von den Professoren bis zu den Fußballfans. Wir treten hier ein für die Würde eines jeden und für den Respekt vor jedem und für eine menschliche Gemeinschaft, in der die gleichen Regeln für alle gelten. In dieser Arbeit wird auch wieder deutlich, was Abendmahl und heiliger Geist und nüchterne Haushalterschaft bedeuten, es wird deutlich, dass wir durchaus ein Instrumentarium zur Verfügung haben, mit dem wir unsere gegenwärtige Krise meistern können. Und es wird Zeit, dass wir Pfarrer und Pfarrerrinnen für unsere Gemeinden öffentlich eintreten, weil wir auf sie bei unserer Installation verpflichtet wurden.

Bernd Saal,
Pfarrer in Coburg

Bücher

Alexander Deeg u.a.(Hg.), *Der Gottesdienst im christlich-jüdischen Dialog Liturgische Anregungen Spannungsfelder Stolpersteine, Gütersloh 2003, ISBN 3 - 579 - 05519 - 4*

Nein, das ist keine (langatmige und theoretische) Erörterung über christlichen und die jüdischen Gottesdienst, die man informativ, irgendwie aber auch zu wenig relevant finden kann: hier geht es um Anregungen zur liturgischen Gestaltung der Gottesdienste und darum, die Texte der Lesungen und der PTO miteinander ins Gespräch zu bringen, um das Thema des Sonntags in den Blick zu bekommen. Dergleichen gibt es natürlich schon. Neu und wichtig an diesem Buch sind die »Stolpersteine«: Durch die Einbeziehung von »Israels Gegenwart« werden Texte und Themen des Kirchenjahres von diesem weiteren Gesichtspunkt aus in den Blick genommen. So ergeben sich mancherlei Anregungen. Freilich kann man auf jeweils zwei bis drei Seiten kaum wirklich die Fülle der exgetischen Probleme ausdiskutieren, zumal ja auch noch Liedvorschläge gemacht und Textentwürfe für Gebete

und liturgische Elemente gegeben werden.

Über die sprachliche Gestaltung mancher Gebete kann man streiten: »Gott, weil wir in Jesus die Tora erfüllt sehen...« (S. 23) – diese der eigenen Gemeinde anzupassen, steht uns aber frei und ist unsere Aufgabe – trotz aller Vorlagen. Grundsätzlicher ist die Frage, die sich einer solchen Formulierung auch anschließen kann: Ob es nämlich in dieser Sicht der Bibel im Neuen Testament überhaupt »etwas Neues« gibt und geben darf? Viele Auslegungen jedenfalls finden »alles« schon im ersten Testament oder in Texten der jüdischen Tradition. Das ist freilich eine grundsätzliche Anfrage an christlich-jüdische Bibelauslegung, die nicht nur diesem Buch gilt.

Der Kürze der Darlegungen entspricht mancher theologische Kurzschluss: etwa, wenn die Geschichte der Magier, die der Stern (=Gott) zum Kind führt, bedeutet: »Kein Mensch kann einen anderen zum Glauben bringen. Für mich ist hiermit auch der missionarische Gedanke von Epiphania problematisch...« (S. 57) Im Blick auf Judenmission kann ich gewisse Bedenken noch nachvoll-

ziehen, für komplexere Darstellung der anderswo dazu dargelegten Überlegungen fehlt hier der Platz – an eine grundsätzliche Ablehnung von Mission wären Fragen zu stellen – und sei es auch »nur« die nach dem Verhältnis von menschlichem Tun und Hilfe und Wirken des Heiligen Geistes. Ein weiteres Beispiel finde ich in Überlegungen zum 1. So. n. Epiphania, wo die Geschichte von der Taufe Jesu in Richtung »Gotteskindschaft« ausgelegt und als Anlaß zur Suche nach Geschwistergeschichten im ersten Testament genommen wird. Die dargestellten Konflikte führen zu dem Seufzer »Wie fein und lieblich wäre es, in einer entgeisterten Welt, gemeinsam geistlich zu wirken.« Nach einem Plädoyer für die notwendige Auseinandersetzung statt des Hasses unter Geschwistern findet sich der Satz: »Wie schön wäre es, wenn wir auch unser jüngstes Geschwisterkind, den Islam, in unsere Mitte nähmen und als Kind Gottes akzeptieren lernten.« (S. 60) So einfach ist das mit dem interreligiösen Dialog nicht nur praktisch, auch theologisch nicht!

Das Buch freilich wird wohl zum größten Teil von Theologinnen in die Hand

genommen, die solche Kurz-Schlüsse bedenken, entfalten, begründen oder einen eigenen Weg gehen können (sollten).

LiturgInnen sollten darüber hinaus auch eine andere Art der »Anwesenheit Israels« in unseren Gottesdiensten nicht übersehen, zu der ein solches Buch keine Hinweise geben kann: Manche aktuellen Nachrichten lassen es schwer werden, manchen Lesungstext »einfach so« vorzulesen – etwa Josua 1 mit seiner »Landkarte« an Neujahr angesichts des Streites um das Land heute.

Bereichernd an diesem Buch ist nicht nur, die (Über)Fülle der biblischen Texte in einem Gottesdienst im Querschnitt zu sehen (das findet sich in anderen Büchern auch), sondern diese gezielt aus der jüdischen Tradition betrachtet zu finden. Schwer erschließbare Quellen werden nutzbar, neue Anregungen für liturgische Texte gegeben.

Davon sollen meine kritischen Anmerkungen nichts abstreichen!

Martin Ost

Liebe Leserin, lieber Leser!

„O Synode, Du Schlafes Bruder“ stand in einer Zeitung als Kommentar nach Bad Reichenhall zu lesen. Ich habe von keinem Synodalen, keiner Synodalin gehört, die Synode nicht – ebenso wie ich – mit diesem Satz falsch gesehen fand. Geschlafen hat die Synode nicht, im Gegenteil, denke ich: so viele Gedanken über den Haushalt hat sich vielleicht eine ganze Synode noch nie gemacht. Es hat eine Debatte um einzelne Posten des Haushaltes gegeben und Abmachungen für die Zukunft, ohne die er wohl nicht verabschiedet worden wäre. Gut – daraus muß noch etwas werden, einschlafen darf da wirklich niemand.

Aber warum wird nicht wahrgenommen, was sich abgespielt hat auf der Synode? Die Erklärung ist wohl sehr einfach: weil sich so viel hinter den Kulissen, in Ausschüssen und Arbeitskreisen abspielt. Das ist wohl auch bei anderen Parlamenten so (ja, ich weiß schon, dass unsere Synode kein richtiges Parlament ist!) und

trotzdem finde ich es unbefriedigend. Natürlich – wenn wir kaum zwei Wochen im Jahr tagen, muß man Plenumsdebatten straff halten, viel in die Ausschüsse verlagern, im Vorfeld klären – und trotzdem müssen wir über unsere Geschäftsordnung reden.

Wir Evangelische rühmen unser synodales System – grundsätzlich zu Recht, meine ich. Auch die immer wieder vor kommenden Versuche, die Synode zu übergehen, sind kein Beweis gegen dieses System. Aber wenn wir uns dessen rühmen und es öffentlich präsentieren (was richtig ist), dann müssen wir auch hinsehen, wie wir damit in der Öffentlichkeit ankommen. Das synodale System muss sich in der Öffentlichkeit wahrnehmbar auch abspielen. Auch in unseren Gemeinden ist die Synode eher unbekannt, auch sie können sich ihr Bild von Synode eher aus einem Kommentar in einer Zeitung bilden als aus eigenen Informationen (wieviel mehr, wenn es »Synode aktuell« nicht mehr gibt!).

Wir müssen zu Debatten finden, in denen die wesentlichen Pro- und Contra-

argumente im Plenum ausgetauscht werden, in dem Entscheidungen transparenter werden. Ja – Synode ist ein kirchenleitendes Organ und nicht nur das Gegenüber zur Kirchenleitung. Aber sie muß es eben *auch* sein und zwar erkennbar – sonst macht sie sich selbst überflüssig und erscheint nur als Kostenfaktor in einem sowieso zu stark gekürzten Haushalt. Deutlicher muß die Stimme der »Basis« werden – die Basis muß aber auch Interesse haben, zu erfahren, was da alles geredet worden ist: wie viele (wie wenige!) Synodale haben Gelegenheit, in Gemeinden aus der Synode zu berichten?! Es ist nicht genug, wenn Landesbischof, Landeskirchenrat und Synodalpräsidium sich öffentlich äußern, zumal sie deutlich eben auch ihre Sicht »kommunizieren«, was ihnen ja auch nicht vorzuzwerfen ist. Nur entsteht so das Bild einer Alibiveranstaltung (was die Synode nicht sein will und nicht ist), auf die man auch verzichten könnte.

Ihr

Martin Ost

Eintritte und Austritte 2003

Eintritte 2003

Biller Antje	Vikarin	Castell
Bloch Sibylle	Vikarin	Altdorf
Böhmer-Lamey Bettina	Pfarrerin	Augsburg
Conrad Ulrich	Pfarrer z. A	Landshut
Doering Christiane	Vikarin	München
Drescher Gerborg	Pfarrerin	Nürnberg
Durst Gerhard	Vikar	Oberasbach
Eichborn von Melanie	Vikarin	Augsburg
Fiedler Claus	Pfarrer	Fürstenfeldbruck
Gloel Hans-Martin	Pfarrer	Nürnberg
Gutmann Susanne	Vikarin	Nürnberg
Hackner Rudolf	Vikar	Nürnberg
Hans Jens G. Ole	Vikar	Erlangen
Hanselmann Simona	Vikarin	München
Herold Martina	Pfarrerin z. A.	Pullach
Herrgen Markus	Pfarrer	München
Hess Rainer	Pfarrer	München
Hildmann Johannes	Pfarrer z. A	Ottobrunn
Hirschberg Dörthe	Vikarin	Weidenberg
Höfelschweiger Rainer	Vikar	Garching
Hötzel Susanne	Vikarin	Bayreuth
Hradetzky Stefan	Vikar	Valley
Jung Ralf	Pfarrer z. A	Eckental-Eschenau
Kaffenberger Thomas	Pfarrer	Erlangen
Kaffenberger Kathrin	Pfarrerin	Erlangen
Keller Christoph	Pfarrer z. A	Metten
Klenk Joachim	Pfarrer	Nürnberg
Krach Roland	Vikar	Emskirchen-Brunn
Krauß Anne	Vikarin	München
Lange Rüdiger	Pfarrer	Möttingen
Mandt Edelgard	Vikarin	Gesees
Marien Dorothea	Pfarrerin z. A	Tiefenbach
Meinhard Cornelia	Vikarin	Marktheidenfeld
Müller Jochen	Vikar	Bad Rodach
Müller PD Dr. Markus	Vikar	Uttenreuth
Oldenburg Kirsten	Vikarin	Bamberg
Pfüller Volker	Pfarrer	Möhring
Pöllinger Markus	Pfarrer z. A	Marktredwitz
Preukschat Christiane	Pfarrerin z. A	Vaterstetten
Rohrbach Joachim	Vikar	Gersthofen
Rosenbauer Ruth	Vikarin	Nürnberg
Schilling Kerstin	Vikarin	Röttenbach
Schmidt Hartmut	Pfarrer	Rothenburg o.d.T.
Schmidt Uta	Vikarin	Aschaffenburg
Schnupp Bianca	Pfarrerin	Erlangen
Schobel Sonja	Vikarin	Oberasbach
Schorn Dr. Ulrike	Pfarrerin z. A	Uttenreuth
Schunk Rainer	Pfarrer	Memmingen
Seggern von Ute	Pfarrerin	Creußen
Sommer Sabine	Vikarin	Weilheim
Stollberg Dr. Dietrich	Professor	Marburg
Walterham Margit	Vikarin	Neuburg a.d. Donau
Wening Kaus	Pfarrverw: i. VD	Ipsheim
Wilde Jochen	Pfarrer	Ergolding

Austritte zum 31.12.2003

Berger Karl-Heinz	Pfarrer i. R	Kaufbeuren
Buhl Günter	Pfarrer	München
Kurz Horst	Pfarrer	Birgland
Löblein Karl-Heinz	Pfarrer i. R.	Bamberg
Mehl Karl	Pfarrer	Burgau
Müller Heinrich	Pfarrer i. R.	Marktredwitz
Paulsteiner Thomas	Pfarrer	Neuendettelsau
Schieder Ulrich	Pfarrer i. R.	Augsburg
Strohm Dr. Christoph	Professor	Bochum
Votava Helmut	Pfarrer i. R.	Alzenau-Wasserlos
Walther Friedrich	Pfarrer i. R.	Neuendettelsau
Walz Klaus	Pfarrer	Neuendettelsau

Ausgeschiedene Mitglieder nach § 5, 1 d der Satzung

Frühwald Dr. Christian	Konsistorialrat	Bad Rodach
Hennig Dr. Rainer	Pfarrer	Lippertsgrün
Jotzo Hans Peter		Zornheim
Spitzner Dörthe	Pfarrerin z. A	Forchheim
Wendebourg Dr. Dorothea	Professorin	Berlin

Erlanger Verlag

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Stefan Konrad Klink, 1. Kind von Karin Volke-Klink und Wolfgang Klink am 24.11. in Kulmbach (Bayreuth)

Ankündigungen

Pfarrfrauenarbeit

Tag für getrennt lebende und geschiedene
Pfarrfrauen

■ **Krise = Chance? Unbruchzeiten -
unruhige Zeiten**

27. 3. 2004

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein

Leitung: Pfarrfrauenteam, Adelheid Luithardt

Kosten: 8 Euro

Informationen: Fachstelle für Frauenarbeit,
Deutenbacher Str. 1, 90 547 Stein, Tel.: 09 11
- 68 06 - 132, Fax: -177

Letzte Meldung

»Weltgebetstag der Frauen -
Einstimmungsabend am Dienstag,
17. Februar um 20.00 Uhr
im Reflektorium.«
aus einem Gemeindebrief

Wilhelm Horkel

Neuerscheinung Dezember
2003:

»Mitte des Lebens«
Gedichte von Rudolf Alexander
Schröder, 1. Aufl., 48 S. mit Bild,
Art. Nr. 8.639

»Die Reinheit des Herzens«
Ein Sören Kierkegaard-Brevier,
1. Aufl., 48 S., Art. Nr. 8.640

Neue Auflagen:

»Luther zu Ehren« Erzähl-Gedichte,
7. Auflage, 24 S., Art.Nr. 8.548

»Die gestundete Zeit«,
3. Auflage, 56 S., Art. Nr. 8.622

Bezug nur durch:

Evangelische Buchhilfe e.V.,
VA Buchhilfe, Husumer Str. 44,
25 821 Breklum,
Tel.: 0 46 71 - 91 00 11

Deutsch-amerikanisches luth.
Theologenehepaar

(Pfarrer i. R. der EKIR und Pfarrerin i.
R. der ELCA; beide 62 J.) übernimmt

Urlaubs- und/oder Vakanzvertretung

ab Sommer 2004; auch längerfristig.
Wohnungstausch möglich (Nähe
Washington, D.C.).

Anfragen an:

The Rev's Dr. Otfried Arndt & Andrea
Hagen-Arndt
202-2A Juneberry Way, Glen Burnie,
Maryland 21061/USA
Tel./Fax: 001-410-590-1299
e-mail: DocOtar@aol.com

Familienzentrum

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim,
Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Rosemarie Leipolz (Erlangen),
Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite
www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau,
Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Post-
zustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.
Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von
Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den
Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V.,
Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt,
Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de